

RELATION2

*Literarisches Magazin*

*Zeitschrift der Kroatischen Schriftstellervereinigung*  
1-2/2017

*Herausgeber* Kroatische Schriftstellervereinigung

*Chefredakteur* Roman Simić Bodrožić

*Redakteurin* Jadranka Pintarić

*Redakteurin – Deutsch* Marijana Miličević Hrvić

Kroatische Schriftstellervereinigung

Basaričekova 24, Zagreb, Kroatien

Tel.: (+385 1) 48 76 463, fax: (+385 1) 48 70 186

[www.hrvatskodrustvopisaca.hr](http://www.hrvatskodrustvopisaca.hr)

[ured@hrvatskodrustvopisaca.hr](mailto:ured@hrvatskodrustvopisaca.hr)

*Umschlag* Crtaona, Zagreb

*Prepress* Krešo Turčinović

*Gedruckt* Grafocentar, Zagreb

ISSN 1334-6768

*Die Zeitschrift wird vom Kultusministerium der Republik Kroatien  
und vom städtischen Fond der Stadt Zagreb finanziell unterstützt.*

# Inhalt

ALIDA BREMER

Sommerkolleg Literarisches Übersetzen  
– Premuda 2016 5

*Eine Entdeckungsreise durch die Vielfalt der neueren  
kroatischen Literatur & Übersetzungen, die in einer  
traumhaften mediterranen Landschaft entstehen*

DIJANA TOCKNER GLOVA

Sommerkolleg Premuda Literarisches Übersetzen 11

\* \* \*

JOSIP MLAKIĆ

Planet Friedman 15

VANDA MIKŠIĆ

Fragmente über das Werfen von Steinen 29

MARINA VUJČIĆ

Das hätte ich sein können 35

Der Nachbar 59

|                                   |     |
|-----------------------------------|-----|
| LUDWIG BAUER                      |     |
| Seroquel oder                     |     |
| Der wunderliche Herr Kubitschek   | 85  |
| (Schelmenroman mit Katze)         |     |
| <br>                              |     |
| IVICA IVANIŠEVIĆ                  |     |
| Zwei im Sattel sind einer zu viel | 103 |
| <br>                              |     |
| DINO MILINOVIĆ                    |     |
| Verborgen                         | 131 |
| <br>                              |     |
| SVEN POPOVIĆ                      |     |
| Der Himmel im Schlamm             | 147 |

**ALIDA BREMER**

## **Sommerkolleg Literarisches Übersetzen – Premuda 2016**

*Eine Entdeckungsreise durch die Vielfalt der neueren kroatischen Literatur & Übersetzungen, die in einer traumhaften mediterranen Landschaft entstehen*

### **ÜBER DAS SOMMERKOLLEG LITERARISCHES ÜBERSETZEN**

Die Zeitschrift *Relations* der Kroatischen Schriftstellervereinigung (HDP) veröffentlicht nun zum dritten Mal Übersetzungen von kroatischen Autorinnen und Autoren, die während des Sommerkollegs „Literarisches Übersetzen“ auf der Insel Premuda im August 2016 entstanden sind. Wir freuen uns, in dieser *Relations* Nummer wieder einmal deutsche Übersetzungen sehr interessanter und anspruchsvoller literarischer Texte der neueren kroatischen Literatur präsentieren zu können!

Seit nunmehr 22 Jahren treffen sich jeden Sommer auf der Insel Premuda zwei Sommerkolleg-Gruppen, eine slowenisch-österreichische und eine kroatisch-österreichische. Es war der Idee des österreichischen Professors Erich Prunč und seinen organisatorischen Fähigkeiten zu verdanken, dass diese schöne Tradition des Übersetzens aus dem Slowenischen ins Deutsche und vice versa sowie aus

dem Kroatischen ins Deutsche und vice versa auf dieser traumhaft schönen Insel inmitten der Adria begründet und nachhaltig fortgeführt wurde.

In den letzten vier Jahren hat sich Erich Prunč auf die slowenisch-österreichische Hälfte des Sommerkollegs konzentriert, während die kroatisch-österreichische Hälfte von Dijana Tockner Glova geleitet und von den Mentorinnen Milka Car und Alida Bremer sowie den Tutorinnen Jelena Spreicer und Mascha Dabić betreut wird.

Im Sommerkolleg auf Premuda stellen sich die Studierenden den Herausforderungen der literarischen Übersetzung und der Vertiefung ihrer Sprachkenntnisse. Obwohl sie meist über ausgezeichnete Sprachkenntnisse verfügen, lernen sie während des Sommerkollegs, dass die komplexen Zusammenhänge zwischen der Bedeutung, dem Kontext, den poetologisch-ästhetischen Ansprüchen und dem Klang der Sprache nicht einfach in die andere Sprache zu übertragen sind. Jede literarische Übersetzung ist vom Kontext abhängig, den man verstehen und nachempfinden muss, sie verlangt außerdem nach einem kreativen Umgang mit der Zielsprache genauso wie nach Kenntnissen, die sogar unausgesprochen untrennbar zum Thema eines Textes in der Ausgangssprache gehören.

Und wo wäre es vorteilhafter, sich der Kunst des Übersetzens zu widmen, als in dieser mediterranen Landschaft, wo könnte man sie intensiver betreiben, als an diesem meditativen Ort der Ruhe, an dem in der Nacht die Sterne am Himmel wie in einem Bilderbuch leuchten? Die Insel Premuda ist der ideale Ort schlechthin für die geistigen Anstrengungen, die von literarischen Übersetzern verlangt werden – nur die betörende Schönheit der Sonnen-

untergänge oder die Verlockungen des klaren Meerwassers am frühen Morgen können die Übersetzerinnen oder die Übersetzer ablenken, aber zugleich auch inspirieren. Die Abgeschlossenheit der Insel ist eigentlich eine Garantie für konzentriertes Arbeiten, genauso wie die ausgezeichnete Organisation dieses Sommerkollegs.

Auf Premuda wird in Tandems und in Gruppen gearbeitet: Die österreichischen und die kroatischen Studierenden helfen sich gegenseitig, erklären Begriffe und Idiome, erzählen von gesellschaftlichen und historischen Zusammenhängen, entdecken Ähnlichkeiten und Unterschiede etwa bei Sprichwörtern, Anekdoten oder ganz allgemein bei der historischen Erinnerung oder bei der zeitgenössischen Deutung der Wirklichkeit.



Im Sommer 2016 haben sich die österreichischen Studierenden mit folgenden Texten auseinandergesetzt: Der Science-Fiction-Roman von **JOSIP MLAKIĆ** *Planet Friedman*, in dem Menschen eingepflanzte elektronische Chips tragen, weckte viel Neugierde, so dass der Anfang des Romans sogar von zwei Studierenden übersetzt wurde; die poetischen Texte von **VANDA MIKŠIĆ** *Fragmente über das Werfen von Steinen*, die viel Feingefühl von den Übersetzerinnen verlangten, fanden ebenfalls ein doppeltes Interesse, und auch der Roman von **MARINA VUJČIĆ** mit dem vielversprechenden Titel *Das hätte ich sein können* wurde von zwei Studentinnen in Angriff genommen, wobei eine längere Kapitelfolge dieser Geschichte über eine Frau zwischen Medizin und Literatur übersetzt wurde; zwei verspielte Romane – *Seroquel oder Der wunderliche Herr Kubitschek (Schelmenroman mit Katze)* von **LUDWIG BAUER** und *Zwei im Sattel sind einer zu viel* von **IVICA IVANIŠEVIĆ** haben für viel Freude und Heiterkeit sowohl beim Übersetzen wie auch beim Vortragen der Übersetzungen gesorgt – vorgetragen wurden sie bei den regelmäßigen abendlichen Lesungen auf einer überdachten Terrasse über dem Meer, auf der von 20 bis 22-23 Uhr die Arbeitsergebnisse vorgetragen werden; nach dem Vorlesen der Auszüge aus dem historisch-politischen Krimi *Verborgen* von **DINO MILINOVIĆ** hätten alle am liebsten sofort erfahren, wie es weitergeht, und die beiden Erzählungen aus dem Band von **SVEN POPOVIĆ** *Der Himmel im Schlamm* entpuppten sich mit ihrer urbanen Melancholie und mit ihrer Verspieltheit als Texte, die dem Empfinden junger Menschen in Österreich sehr nahe kommen, denn der Autor gehört zur selben Generation, der auch die beiden Übersetzerinnen seiner Erzählungen angehören.



Es gibt viele Gründe, warum das Sommerkolleg „Literarisches Übersetzen“ zu einem unvergesslichen Erlebnis für alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer wird: Die Intensivität, mit der hier über Literatur und über Sprache diskutiert wird; das konzentrierte Arbeiten in doppelsprachigen Tandems und Gruppen; das Vortragen der Ergebnisse, bei dem man jedes Jahr zahlreiche neue literarische Stimmen aus Österreich und Kroatien kennenlernt; das ausgezeichnete Essen, zubereitet aus einheimischen Produkten und nach autochthonen Rezepten dieser Region und die mediterrane Landschaft, diese unvergleichliche Verbindung aus Himmel, Meer und Erde.



**ALIDA BREMER** wurde in Split/Kroatien geboren. Sie studierte Vergleichende Literaturwissenschaft, Romanistik, Slavistik und Germanistik und promovierte im Fach Vergleichende Literaturwissenschaft. Ihr Roman „Olivas Garten“ wurde aus dem Deutschen ins Mazedonische und ins Kroatische übersetzt. Sie schreibt in deutscher und kroatischer Sprache und lebt als freie Autorin und Übersetzerin in Münster/Deutschland. Für die Vermittlung der kroatischen Kultur wurde sie mit dem Verdienstorden des Staatspräsidenten der Republik Kroatien ausgezeichnet; für das noch nicht veröffentlichte Manuskript ihres zweiten Romans wurde sie für den Alfred-Döblin-Preis 2017 nominiert.



# **Sommerkolleg Premuda**

## **Literarisches Übersetzen**

**DEUTSCH – KROATISCH – DEUTSCH**

**LEITUNG: DIJANA TOCKNER GLOVA**

Jeden Sommer, seit mehr als 20 Jahren, wird die kleine kroatische Insel Premuda zum Mittelpunkt des Übersetzens zeitgenössischer Literatur. In der Abgeschiedenheit dieser Insel haben die Studierenden aus Kroatien und Österreich die Möglichkeit, in einer kreativen, lockeren Atmosphäre sich im literarischen Übersetzen zu erproben und zugleich die Grenzen der Sprache und Kultur zu überwinden.

Um diesen kulturen- und sprachenübergreifenden Austausch zu fördern, ist die Arbeit in Tandems und Kleingruppen die Grundlage für die Erarbeitung von literarischen Übersetzungen.

In diesen werden zwei Wochen lang aus den bereitgestellten Readern Texte in die jeweilige Mutter- oder Bildungssprache der Studierenden übersetzt, wobei zwei TutorInnen und zwei MentorInnen für Konsultationen zur Verfügung stehen. Die so erarbeiteten Texte werden nach Absprache mit den MentorInnen am Abend vorgetragen und zur Diskussion gestellt. Am letzten Abend werden die besten Übersetzungen vorgetragen oder ein gemeinsam übersetztes Theaterstück bzw. Hörspiel dargeboten.

Jedes Jahr freuen wir uns auf Studierende aller Studienrichtungen – gute Kroatisch- und Deutschkenntnisse vorausgesetzt – die ein Interesse an Literatur und literarischem Übersetzen haben, um uns gemeinsam mit ihnen auf ein neues literarisches Sommerabenteuer zu begeben.

Das Sommerkolleg Premuda, seit 2017 ein Projekt der Universität Wien, Zentrum für Translationswissenschaft wird durch das Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft der Republik Österreich finanziert. Mehr Informationen unter: <https://transvienna.univie.ac.at/news-events/sommerkollegs/sommerkolleg-premuda/>



**DIJANA TOCKNER GLOVA**, mag./MAS, geboren 1980, studierte Kroatistik, Germanistik, Konferenzdolmetschen und Dolmetschdidaktik in Zagreb, Graz und Genf. Ihre Lehrtätigkeit begann sie als Konferenzdolmetschertrainerin (Kroatisch/Deutsch) an der Universität Zagreb und arbeitet derzeit als Lektorin für Bosnisch, Kroatisch und Serbisch (Dolmetsch- und Übersetzungslehrveranstaltungen) an den Universitäten in Graz und Wien sowie als EU-akkreditierte Dolmetscherin in Brüssel und freiberufliche Übersetzerin. Auf der kroatischen Insel Premuda leitet sie das Sommerkolleg für literarisches Übersetzen Kroatisch/Deutsch. Mit ihrem Mann lebt sie in Graz.





**JOSIP MLAKIĆ** zählt zu den modernen bosnisch-herzegowinischen Autoren. Er wurde 1964 in Bugojno geboren, seinen Diplomabschluss machte er an der Fakultät für Maschinenbau in Sarajevo. Er lebt in Gronji Vakuf und schreibt literarische Werke und Drehbücher. Bislang veröffentlichte er die Romane *Kad magle stanu*, 2002 („Wenn sich die Nebel lichten“), *Živi i mrtvi*, 2002 („Die Lebenden und die Toten“), *Ponoćno sivo*, 2004 („Mitternachtsgrau“), *Psi i klaunovi*, 2006 („Hunde und Clowns“), *Tragom zmijske košuljice*, 2007 („Auf der Spur der Schlangenhaut“), *Čuvari mostova*, 2007 („Die Brückenwächter“), *Ljudi koji su sadili drveće*, 2010 („Menschen, die Bäume pflanzten“), *Planet Friedman*, 2012; die Erzählbände *Puževa kućica*, 1997 („Das Schneckenhaus“), *Odras u vodi*, 2002 („Das Abbild im Wasser“), *Obiteljska slika*, 2002 („Das Familienbild“). Für den Roman *Živi i mrtvi* erhielt er 2002 den „Preis für den besten unveröffentlichten Roman“. Der gleichnamige Film unter der Regie von Kristijan Milić wurde mit acht „Goldenen Arenas“ beim Filmfestival in Pula preisgekrönt und erhielt zahlreiche weitere Filmpreise.

**JOSIP MLAKIĆ**

## **Planet Friedman**

### **I. TEIL**

#### **ZONE A**

##### **1.**

„Irgendwann, vor dem Jahr Null, hieß dieser Ort Erde“, sagte Paula Bolt.

Irgendwo summte leise eine Kühlanlage.

„Planet Friedman?“ fragte er.

Er spürte ein Muskelzucken in der rechten Schulter, an der Stelle, an der ihm der Identifikationschip injiziert wurde. In diesem Fall passierte es wegen des Klimageräts. Ein Temperatursturz von nur zwei Grad löste ein Muskelzucken aus. In der Nähe starker elektromagnetischer Felder meldeten sich manchmal Stechen und Schmerz. Er hatte das Danini-Syndrom, eine chronische Reaktion auf den implantierten Chip. Es trat relativ selten auf, im Durchschnitt bei einer von hunderttausend Personen. Er war einer von diesen *Glücklichen*, einer von diesen hundertfünfzig, die in den Zonen A auf Friedman lebten. In den übrigen Zonen, B und C, gab es keine Identifikationschips. Er hat nie eine Person mit Danini kennengelernt. Theoretisch, statistisch gesehen, müssten in seiner Zone, F-One, der größten Zone A auf dem Planeten, sieben von ihnen sein.

„Ja. Planet Erde. So hieß er“, sagte sie. „Es gab keine Zonen, und Stimulantia waren verboten.“

Aufmerksam betrachtete er sie. Bis dahin war sie *Fleisch*, in das er Stimulantia injizierte, geschmeidiges hellbraunes Fleisch mit der qualitativ hochwertigsten Muskeltextur, die er je gesehen hatte. Offensichtlich war in der Zwischenzeit etwas passiert. Eine Rebellion des Fleisches? Dr. Gerhard Schmidt hatte Paula zehn Jahre betreut. Sie war das beste Material, das er je in den Händen hatte. Er bezweifelte, dass AC Rosche je besseres besorgt hatte. Für die ausgesprochenen Sätze konnte Paula Bolt eine dauerhafte Suspension erhalten. Doch sie konnte sich diesen Luxus erlauben, weil ihre Karriere am Ende war, sie war vierundzwanzig Jahre alt, sie konnte noch ein halbes Jahr antreten, ein Jahr höchstens. Nur ein gewisser Sam Johnson, Material von AC Pfizer, trat mit nicht ganz sechsundzwanzig Jahren an. Nicht ein einziger anderer Fall war ihm bekannt. Stimulantia verbrauchten die Ressourcen eines Organismus schneller. In diesem Prozess hat noch niemand das Maximum erreicht. Stimulantia gebrauchten bestenfalls 75% physisches und geistiges Potenzial. Mit ihrer hundertprozentigen Leistung würde die aktive Zeit der Sportler, den meisten Einschätzungen zufolge, ungefähr drei Jahre dauern.

„Ich habe diese Geschichten gehört, aber ich glaube nicht an sie“, sagte er.

Nichts von dem wusste er, aber das sagte er dennoch: *Das Material ist in jedem Moment dem Team untergeordnet*, deshalb sagte er das eigentlich. Paulas Körper begann sich neuerlich zu verkrampfen, trotz der Injektionen, die er ihr gab. Eigentlich kam er wegen dieser Krämpfe auch in den Klub. Etwas lief schief mit dem Myosinusoid. Unkontrollierte Zuckungen wurden immer häufiger. Das verbrauchte das



Material. In diesem Fall war das auch nicht das Wichtigste, weil das Material langsam das Verfallsdatum überschritt. Es ging um den Myosinusoid: seine Existenz auf dem Markt stand zur Frage. Es war das renommierteste Stimulans, das Rosche entwickelt hatte. Die einzigen zwei athletischen Weltrekorde, die AC Rosche besaß, wurden eigens mit dem Myosinusoid erreicht. Jene auf hundert und zweihundert Meter im Damenwettbewerb, 9.12, beziehungsweise 19.04, mit Paula Bolt als Material. Rosche besaß noch ein paar Schwimm- und Radrennrekorde, und diese verdankten sie ebenfalls dem allmächtigen Myosinusoid.

Fast von Beginn an war er eingeschlossen in seine Entwicklung. Es wurde fünfzehn Jahre entwickelt und zwar auf Basis einer Aminosäure, die starke und unkontrollierte Muskelkrämpfe auslöste. So stark, dass es am Anfang passierte, dass bei Labortieren die Muskelfasern rissen. Die Idee war simpel: versuchen, diese Krämpfe zu kontrollieren und es gelang ihnen. Der Impuls wanderte sinusförmig durch die Muskelfasern und das Material musste nur diese Wellen auffangen und ihnen folgen. Paula Bolt machte das perfekt. Und jetzt das, ein reversibler Prozess, der als Resultat unkontrollierte Zuckungen hatte. Am Anfang passierte das sehr selten und die Krämpfe dauerten kurz an. Sie verliefen sogar sinusförmig, allerdings unregelmäßig und abrupt. Aber die Situation verschlechterte sich von Tag zu Tag. Sollten die Medien oder die Konkurrenz davon Wind bekommen, fielen die Aktien von Rosche ins Bodenlose. Er dachte über sich selbst beziehungsweise über das Unternehmen nach. Mit achtunddreißig Jahren konnte er nur schwer mit einem besseren Posten in einem Konkurrenzunternehmen rechnen. Es bräuchte mindestens fünfzehn Jahre, um erneut so hoch auf der Karriereleiter

emporzuklettern, wie bei Rosche. Falls ihm irgendjemand überhaupt eine neue Arbeit anböte. Er dachte auch über das schwärzeste Szenario nach: er ist nicht mehr solvent, liegt auf dem Operationstisch, die rechte Schulter betäubt durch ein Anästhetikum, während ihm Chirurgen den Identifikationschip aus der Schulter entfernen. Durch die Fenster des Operationssaals, hinter dem Grenzgebiet, in dem die todbringenden Scannerwellen strahlen, sieht man die graue Landschaft von Zone B. Das Unternehmen erreichte durch den Myosinusoid ein Jahreseinkommen von ungefähr fünf Milliarden Worldar. Jetzt hing das alles von Paula Bolt ab. Nicht nur Rosche sondern auch er: der Großteil seines Vermögens war in Rosche-Aktien angelegt. Er dachte auch daran, einen Teil der Aktien in irgendeine dieser Sicherheitsfirmen überzuleiten, vielleicht in die Größte: Blue Water. Oder Natto. Diese zwei hatten 95% Marktanteil. Sicherheitsfirmen waren die stabilsten Investitionen, obwohl sie keine besondere Rendite abwarfen, die Sicherheit der Anlage war ihr stärkster Trumpf. Er würde auch eine eventuell kleinere Rendite in Kauf nehmen, nur nicht die Möglichkeit, in Zone B zu enden. *Man muss dem Markt als Organismus treu bleiben, Korporationen sind nur die Partikel einer perfekten Welt.* Er würde doch abwarten: Dem Klub wird er eine Einigung mit Paula Bolt vorschlagen. Einigungen waren in ihrer Welt normal. Er dachte, wie er sie auf einmal nicht mehr ausschließlich als Material sah. Sie war auch eine Person, mit Vor- und Nachnamen, das erste Mal in zehn Jahren.

„Das ist alles“, sagte er ihr nach noch einer Injektion, „Ich werde Ihnen Analgetika geben, wenn es so weitergeht.“

Die Krämpfe wurden von unerträglichen Schmerzen begleitet. Paulas Augen waren feucht.

„Weinen Sie?“, sagte er.

„Das ist von den Schmerzen“, sagte Paula.

„Wo liegt da der Unterschied?“

Sie richtete sich von der Liege auf und sah ihn an. Die Krämpfe strömten über ihre Oberschenkel.

„Haben Sie jemals im Leben geweint?“, fragte sie ihn.

„Nein“, sagte er. *„Emotionen sind unnötiger Ballast.“*

„Friedman! Sind Sie in Zone A geboren?“

„Ja“, sagte er. „In F-Seven.“

„Dann ist alles klar. Für jeden Zweifelsfall ist Friedman da. Das stimmt nicht, das mit den Emotionen. Weinen ist heilsam.“

Aus dem Kroatischen von Raphael Kamper



Paulas Antworten wunderten ihn nicht. Sie war mit zwölf Jahren aus der Zone B in die Zone A gebracht worden. Dort, in Zone B, waren Emotionen nicht ausschließlich überflüssiger Ballast. Und nicht nur das: Von Friedmans Doktrin akzeptierten sie nur, was ihnen passte und was sie akzeptieren mussten. Das führte einst zu Problemen, wie in Paulas Fall, in der letzten Zeit hingegen war die Altersgrenze für die Materialauswahl aus Zone B wesentlich gesenkt worden. Scouts vollzogen die Selektion in Zone B schon bei Fünfjährigen. Es war verboten, Material, das älter war als acht Jahre, einzuführen. Diese Regelung war vor fünf Jahren eingeführt worden, nach einem Verbrechen, das in einer europäischen Zone A stattgefunden hatte. Damals hatten Fußballspieler, die als Zwölfjährige in die Zone B gebracht worden waren, acht Security-Angestellte von Natto getötet. Emotionen waren der Auslöser des ganzen Vorfalls gewesen.

„Weinen?!“

„Weinen, Emotionen“, sagte sie.

Er sah auf die Uhr, besser gesagt, dachte an die genaue Zeit. Der Identifikationschip sandte die Information an sein Gehirn: 20:07:54 *laut Rollex*. Mit der genauen Uhrzeit sandte der Chip auch die Information über den Hersteller der Uhr, die in seinem Chip eingebaut war; Rollex war einer der Besten. Mitarbeiter von Rosche waren per korporativem Vertrag dazu verpflichtet, ihre Uhren zu tragen, während die anderen dazu verpflichtet waren, ihre generischen Medikamente und Präparate zu verwenden. Alles außer jener Art von Verbindungen, welche Rosche nicht herstellte. Aber davon gab es nicht viele.

„Ich muss gehen. Ich rufe Sie morgen an. Hier sind Schmerzmittel“, sagte er und legte ihr eine Schachtel Schmerzmittel auf den Tisch.

„Wie sind die Prognosen?“

„Es wird alles gut. Wir werden mit den Myosinusoiden aufhören. Das ist eine gewöhnliche Reaktion auf die Senkung der Dosis des Stimulans“, sagte er.

In Wahrheit wusste er nicht, was los war. Er log sie an.

„Bis bald!“ sagte er und ging hinaus.

„Also, morgen früh?“

„Morgen früh. Ich werde um acht-null-null hier sein.“

Er verspürte ein leichtes Ziehen in der Schulter. Der Identifikationschip speicherte die Information, und morgen pünktlich um acht-null-null würde er ihn an den Termin erinnern: 08:00:00, *gespeicherte Zeit nach Rollex*.

„Sagen Sie mir, woher haben Sie all diese Informationen?“

„Aus Büchern“, antwortete sie.

„Büchern?!“

Das letzte Buch hatte er vor zehn Jahren gesehen. Bücher waren nicht verboten, aber sie hatten sich nicht auf dem Markt gehalten. Sie waren vor über einem Jahrhundert verschwunden.

„Ich habe etwa ein Dutzend eigene.“

„Das steht alles in ihnen drin?“

„Nicht wortwörtlich.“

„Wie meinen Sie das?“

„Sie werden es nicht verstehen.“

„Stammen sie aus der Zeit von Friedman?“

„Ja und nein.“

„Ich verstehe nicht.“

„Das ist ein bisschen kompliziert.“

Er konnte nicht glauben, dass es noch immer Bücher auf dem freien Markt gab. Die Korporationen hatten jahrzehntelang Bücher aus der Zeit vor Friedman gekauft und

recycelt. Nur drei Mal im Leben hatte er gesehen, wie ein Buch aussah, abgesehen von den Attrappen, die man ihnen in der Schule gezeigt hatte: mit Styropor gefüllte leere Hüllen, oder Friedmans *Sprüche*, welche man auch in Buchform finden konnte.

„Ich würde sie mir gerne einmal ansehen“, sagte er. „Ich könnte der Firma vorschlagen, sie abzukaufen.“

„Das kommt nicht in Frage!“ sagte sie.

## 2.

Er ging zu Fuß Richtung Friedmanplatz. Es war bewölkt, vor ihm gingen die Lichter der Straßenlaternen an. Die Stadt war nicht erleuchtet. Die Sensoren der Straßenlaternen identifizierten seinen Chip, überprüften seine Solvenz und die Straßenlaternen schufen einen Lichtkreis, der sich gemeinsam mit ihm bewegte. In der Dunkelheit um ihn herum funkelten künstliche Glühwürmchen. Das war eine Zusatzleistung. Das war sein Zeichen von Schwäche, sein einziges. Glühwürmchen gab es nicht mehr, sie waren ausgestorben. Er erinnerte sich an sie. Er war etwa zehn Jahre alt gewesen, als er das letzte gesehen hatte. Ein älterer Junge im Internat hatte ihm beigebracht sie zu fangen, beziehungsweise zu töten. Man musste sich die Flugbahn des Glühwürmchens einprägen, sich eine gerade Linie vorstellen, die die letzten beiden Lichtblitze verband, und dann diese Kurve im Geiste fortsetzend, etwa einen halben Meter weiter, ein bis zwei Sekunden nach dem letzten Aufleuchten, die Hände zusammenklatschen. Wenn er erfolgreich war, spürte er zwischen den Händen die schleimigen Überreste des Insekts. Sie waren weder im darauffolgenden Jahr noch irgendwann danach wieder zu sehen. Damals dachte

er, dass er und dieser Junge alle Glühwürmchen auf Friedman zerstört hätten, dass gerade er das letzte getötet hätte. Dieses heutige Kaufen von künstlichen Glühwürmchen war mit diesem kindlichen Schuldgefühl verbunden. Eigentlich bezahlte er die Geister der getöteten Glühwürmchen dafür, dass sie um ihn herum durch die Luft kreuzten. Eine Art Buße. Die Emotionen hatten ihren Preis: Dreieinhalb Worlder monatlich. So viel kostete bei der Firma E-Bell das Angebot *Glühwürmchenflug*.

Er war in der Nähe: Er sah Friedmans fünf Meter hohes Denkmal. Der Platz war von diskretem Licht erleuchtet, es viel wie ein Umhang auf den Schöpfer. In den Händen hielt er eine Anzeigetafel auf der von rechts nach links Friedmans *Sprüche* liefen. Aus den Augen der Statue strömten zwei Lichtstrahlen, die die Luft im Winkel von hundertachtzig Grad durchschnitten.

„*Gier ist gut*“, las er an der Anzeigetafel. „*Alle Güter müssen ihren Marktwert haben. Er ist ihre Essenz.*“

Friedmans Statue ebenso. Die Korporation, die die Gestalt und das Werk des Schöpfers verwertete, besaß die Urheberrechte für jedes Wort, das über das Display lief und bezog dementsprechende Entlohnung dafür. Die Strahlen, die aus den Augen kamen, waren in Wahrheit Scannerwellen. Diese hatte Blue Water eingebaut, die Firma bei der F-One versichert war, natürlich gegen eine ordentliche Entschädigung.

In dem Moment, als er den Platz betrat, spürte er eine leichte Bewegung in der rechten Schulter, während ihn der Scanner identifizierte. Hätte er keinen eingebauten Identifikationschip gehabt, wären die Scannerstrahlen tödlich gewesen. Er wäre tot gewesen, verbrannt innerhalb einer Sekunde. Niemand aus den anderen Zonen konnte

unberechtigt die Zone A betreten, es ist auch noch nie vorgekommen.

Das E-Auto kam pünktlich. Es war ein neuer, super luxuriöser schwarzer E-Ford. Das Modell war vor kurzem auf den Markt gekommen. Seit Ewigkeiten hatte ihm kein E-Auto mehr so gut gefallen wie dieser E-Ford. 20:30:00, *vermerkte Zeit laut Rollex*, ging durch sein Gehirn, als das E-Auto in seiner Nähe anhielt. Ein leises Summen war zu hören, als sich die Hintertür öffnete.

*„Der Markt muss selbst sein eigenes gangränöses Gewebe beseitigen“*, lief es über das Display in Friedmans Händen.

*„Es ist keine Einmischung in diesen Prozess erlaubt. Dies ist das höchste Gesetz unserer Zivilisation, aus welchem alle anderen hervorgehen“*, dachte er an das Ende der Nachricht, als er in das E-Automobil einstieg.

Er verspürte etwas Ähnliches wie Stolz, jedes Mal wenn er auf diese Nachricht traf. Das geschah auch jetzt.

### 3.

*„Der Markt muss selbst sein eigenes gangränöses Gewebe beseitigen“*, sagte der Chef des Rosche-Aufsichtsrates Für F-One, Donald Miller, sowie er im E-Automobil Platz genommen hatte.

Auch er hatte anscheinend die Nachricht am Display gelesen.

*„Darum geht es“*, sagte er und hielt ihm einige Fotografien hin.

Gerhard nahm sie und sah sie an. Es waren etwa ein Dutzend. Auf jeder war die Aufnahme einer E-Werbetafel, die ein ähnliches Motiv zeigte: Den gleichen hohen und verästelten Baum. Der Unterschied lag nur in der Pflanze, die auf ihm wuchs.



„Das nennt man Mistel“, sagte Miller.

„Diese Pflanze in der Baumkrone?“

„Ja. Man findet sie noch immer in freier Natur, hauptsächlich im Randgebiet der Zonen B und C.“

Auf der ersten Fotografie blieb die Mistel beinahe unbemerkt im reichen Grün der Baumkrone. Er hätte sie vielleicht gar nicht erblickt, wenn nicht jeder Busch gelb eingekreist gewesen wäre. Auf den folgenden Fotografien gab es in den Baumkronen immer weniger Grün und die Mistel hatte sich ausgebreitet. Auf der letzten war der Baum ausgetrocknet und mit einer Unzahl an dunkelgrünen Büschen überzogen, durch welche nur die vertrockneten Aststummel kärglich hindurchsahen.

„Das sind wir“, sagte Miller.

Gerhard sah die letzte Fotografie an.

„Die Mistel?“ fragte er.

„Ja.“

„Und der Baum?“

„Das sind alle anderen.“

„Zone B, C?“

„Ja. Der Rest des Planeten.“

„In welcher Hinsicht?“

„Die Leute von Blue Water werden es Ihnen bei der Ratversammlung erklären.“

„Blue Water?“

„Es wird Ihnen alles klar werden. Gedulden Sie sich.“

Die synthetische Stimme des E-Fords benachrichtigte sie, dass es bis zum Zielort noch genau zehn Minuten Fahrtzeit wären.

„Ich fürchte, dass wir ein großes Problem haben“, sagte Gerhard.

Miller war seinerzeit eine der größten Autoritäten in der Pharma-Industrie, Gewinner des Friedman-Preises für die Erfindung von Psychar, eines Psychostimulans mit breitem Wirkspektrum. Einer der drei Friedmanpreisträger, welche Rosche in seiner Geschichte hatte. Er wollte seine Meinung zum Myosinusoiden hören.

„Worum geht es?“

„Gerade habe ich Paula Bolt behandelt...“

„Paula Bolt?“

„AM MS01.“

*Athletisches Material Myosinusoid 01* war die Kennzahl, unter welcher Paula Bolt geführt wurde.

„Sie können ihr nicht helfen“, sagte Miller.

Er sah ihn entsetzt an. Miller bemerkte dies.

„Emotionen sind unnützer Ballast“, sagte er.

„Es handelt sich nicht um Emotionen. Ich ahnte ja nicht, dass es so weit fortgeschritten ist.“

„Ja, leider. Ihr Muskelgewebe ist zerstört. In Zukunft werden wir niedrigere Dosen verwenden müssen. Bei anderen, natürlich. Für sie ist es zu spät.“

„Was ist passiert?“

„Der Myosinusoid hat plötzlich begonnen, sich wie ein Karzinom zu verhalten. Ihr Körper hat aufgehört, gesunde Muskelzellen zu produzieren. Er schafft mutierte Zellen mit Aminosäure, die denen aus dem Myosinusoid entwickelten ähnlich sind. Das ist bisher der einzige Fall.“

„Was ist die Lösung?“

„Eine Einigung.“

„Und für das Material?“

„Superanalgetika oder eine dauerhafte Einnahme von Myosinusoid, das derzeit imstande ist die Krampfimpulse zu superorten.“

„In beiden Fällen sind die Destruktionen immens, nehme ich an?“

Der E-Ford informierte sie, dass ihnen noch drei Minuten Fahrtzeit bis zum Zielort blieben.

„Ja, leider.“

„Das wird dann nicht lange dauern?“

„Ein bis zwei Jahre... Vielleicht auch länger? Es hängt vom Herz ab. Wenn die Mutationen den Herzmuskel befallen, ist es vorbei. Die Krämpfe lösen eine Serie von Infarkten aus. Sie könnte sie nicht überleben. Es würde sie umbringen.“

Neben ihnen donnerte wie ein Luftkissenzug das iCar des Vorsitzenden des Korporationenaufsichtsrates für F-One vorbei.

„Wir überlegen uns den Kauf eines solchen Fahrzeugs“, sagte Miller. „Für Rosche.“

„Das wäre wunderbar“, sagte er.

Er dachte über Paula Bolt nach. Er fragte sich, warum er über sie nicht einfach als Material nachdenken konnte, wie Miller. AM MS01, und nicht Paula Bolt?

Aus dem Kroatischen von Claudia Mayr



**VANDA MIKŠIĆ** ist Übersetzerin, Dichterin und Wissenschaftlerin, und arbeitet als Dozentin an der Universität von Zadar. Ihr Fachbuch *Interpretacija i prijevod* („Interpretation und Übersetzung“) wurde 2011 veröffentlicht. Außerdem werden ihre wissenschaftlichen Texte und Arbeiten in kroatische und ausländische Periodika und Sammlungen aufgenommen. In Kroatien wurde ihr Poesieband *Diši kroz masku, diši normalno* („Atme durch die Maske, atme normal“, 2012) herausgegeben, des Weiteren ihr poetisches Prosawerk *Fragmenti o bacanju kamena* („Fragmente über das Werfen von Steinen“, 2015). Mikšić veröffentlichte in Frankreich drei Sammlungen und einen Bildband. Bislang übersetzte sie rund sechzig Titel aus dem Italienischen und Französischen (Prosa, Poesie, Literaturtheorie, Philosophie, Publizistik), wobei sie auch moderne kroatische Poesie ins Französische überträgt. Für ihre Übersetzung der Poesie-Anthologie von Tonko Maroević *Usklićnici* („Ausrufezeichen“) verlieh ihr der Kroatische Schriftstellerverband 2004 den *Davidias*-Preis. 2008 wurde sie vom Verband der kroatischen Literaturübersetzer für ihre Übersetzung des Fachbuchs *Povijest retorike* („Die Geschichte der Rhetorik“) ausgezeichnet, in der Kategorie: beste non-fiction Übersetzung. Den Iso-Velikanović-Preis erhielt Mikšić 2015 für ihre Übersetzung des Romans „Das Leben Gebrauchsanweisung“ von Georges Perec. Die Kultusministerin von Frankreich zeichnete sie mit dem Ritterorden für Künste und Literatur aus.

**V A N D A M I K Š I Ć**

## **Fragmente über das Werfen von Steinen**

### **UNBEKANNTSCHAFT**

Diese junge Frau auf der Wiese, neben mir, schläft. Sie kam und breitete ihre Decke neben meiner aus, streckte ihre dunklen Beine und ergab sich. Ich sehe mir nicht ihr Gesicht an, ich weiß, dass sie schläft. Unter dem Kirschbaum, der weder Blüten noch Früchte mehr trägt. Es ist die Zeit der Weintrauben und ich nehme eine Traube nach der anderen vom Stängel herunter, während ich mit einem Auge lese, mit einer Hand schreibe und fühle, wie ihre Handfläche auf den hellblauen Shorts atmet. Wo genau bleibt die Melancholie: zwischen ihren Fingern, im Brunnen meines Ich, das sich steuert, nicht steuert, in der unsichtbaren Dynamik, die Wirklichkeit zum Geschehen macht? Während ich schreibe, wacht sie auf, richtet sich auf und stützt sich mit der Handfläche auf, sieht mich an. Schlaftrunken in der Sonne. Durch das Gemurmel des Parks dringt eine Windböe.

### **ÜBER WINDMÜHLEN (EIGENTLICH ÜBER DEN WIND)**

Du schreitest durch die Stadt. Gehst nach Hause. Das ist nicht deine Stadt. Du hast in dieser Stadt kein Haus. Du hast

eine Windmühle. Du atmest tief und siehst in den Himmel. Geh nicht mehr ins Kino. Bevor du in die Windmühle eingehst. Suchst den Schlüssel. Ein langer Schlüssel öffnet ihre Tür. Die grüne Sicherheitstür der Windmühle. Noch an der Türschwelle kullert eine Träne. Den Hals entlang. Auf das Parkett. Du legst Schlüssel, den langen, Tasche, Handy ab. Gehst auf die Toilette. Jetzt quiekst du schon wie ein verwundetes Eichhörnchen. Aber die Anstrengung zwingt dich, aufzugeben. Du hörst der Toilettenspülung zu. Bleibst im Dunkeln sitzen, auf der Klomuschel. Früher legte man Muscheln ans Ohr und man hörte Meeresrauschen. Ach, Wind! Du gehst zur Küche und vom Weinen keine Spur mehr. Du sagst dir selbst: es ist vorbei. Aus der Waschmaschine nimmst du die Wäsche heraus, hängst sie auf. Schon wieder ein Krampf. Die Windmühle sieht dich mit reglosen Flügeln an. Du gehst neben der leeren Waschmaschinentrommel in die Hocke. So wie deine Tränen kullern, so fließt ein Tropfen tief hinten an seinem löchrigen Metall entlang. Es ist glatt. Es glänzt. Wind! Ein gedämpfter Ruf. Früher haben Trommeln gehalten. Du stehst auf, nimmst ein sauberes Glas. Füllst es bis zum Rand mit Wasser. Trinkst es aus. Befüllst das gleiche Glas mit neuem Wasser. Trinkst es bis zur Hälfte, mit dem Rest gießt du das Basilikum. Man hört, wie die Stängel trinken, bis in die Wurzel. Ich weiß, du denkst jetzt: sie ist eine Windmühle, ich bin ein Salzwerk. Sollte der Wind kommen, wird sich das Salz auf meinen Wangen in wertvolle Kristalle verwandeln.

### **HOCHZEIT IN VIER BILDERN**

Mit Freunden setzt du dich an den Tisch: ein gigantisches rotes und goldenes chinesisches Restaurant im arabischen Stadtteil von Paris. Du bestellst Essen, die Namen regen

deine imaginäre Exotik an. Die Tische rund um euch leer, nervöse Kellner bringen hektisch alle ausgesprochenen Worte auf den Tisch. Plötzlich. Das erste Bild. Hochzeitsmarsch. Zwei junge Chinesen kommen die Treppe hinauf. Ein Brautpaar. Hinter ihnen noch zwei. Ein Brautpaar. Hinter ihnen noch viele andere Chinesen, sie besetzen die Tische. Mit den Stäbchen versuchst du dich selbst zu besiegen. Der Gaumen nimmt mehrfach unbekannte Reize an, du gibst dich hin. Zweites Bild. Hochzeitsmarsch. Zwei junge Chinesen kommen die Treppe herauf. Ein Brautpaar. Hinter ihnen noch zwei weitere. Ein Brautpaar. Niemand hinter ihnen. Alle sitzen schon an den Tischen. Du siehst ein, dass an deinem Tisch fünf Europäer sitzen. Niemande versunken in die süß-saure Soße chinesischer Emigrantenmittelschicht – SARS – Illegale, die in Lastwägen ersticken – die wie Pingpongbällchen über die slowenisch-kroatische Grenze geworfen werden. Selbstverständlich möchtest du ein Dessert auswählen, der Oberkellner bittet darum, dass ihr euch an einen anderen Tisch setzt. Auf eurem Platz sollen die Torten stehen. Drittes Bild. Hochzeitsmarsch. Zwei junge Chinesen kommen die Treppe hinauf. Ein Brautpaar. Hinter ihnen noch zwei. Ein Brautpaar. Hinter ihnen niemand. Die Situation ist besorgniserregend, du bist noch nicht einmal bis zum Reisschnaps gekommen, Halluzinationen ersten Grades. Sechs Paare, zu viele Blumen, Kinder laufen herum wie auf allen Hochzeiten, die Mütter laufen ihnen hinterher. Niemand wundert sich. Vielleicht ist das ein bestelltes Bühnenbild für besondere Gäste? Hologramme, die verschwinden, sobald die Rechnung gezahlt ist? Viertes Bild. (Hochzeitsmarsch. Zwei junge Chinesen kommen die Treppe hinauf. Ein Brautpaar. Hinter ihnen noch zwei. Ein Brautpaar. Hinter ihnen niemand.) Acht? Nein, vier. Das

dahinten sind Stuntleute, für den Fall, dass jemand von den Brautpaaren aus heiterem Himmel den Appetit verliert, in eine unbekannte Richtung läuft. Krank wird. Dann springen sie ein und nehmen die ganze Gefahr der Handlung auf sich. Ach, noch zwei Bilder: vor dem prachtvollen Aquarium sitzt ein Junge in einem untröstlichen Anzug und sieht auf den Boden; Bläschen steigen direkt aus seinem Kopf. Auf der Toilette stehen vier Bräute Schlange und wiederholen pingpong pingpong, kichernd. Ich weiß nur nicht, wo der Fotograf ist, der in solchen Situationen doch ausschlaggebend ist. Man muss all diese Kleider richten und heben und nicht draufsteigen. Man muss all das.

Aus dem Kroatischen von Sanja Tinterović

### **DIE KNOSPE**

Vor mir liegt ein trauriges Köpfchen. Ein junges gequältes Köpfchen. Vor mir. Liegt es. Ein glattes rundes Köpfchen. Ganz und gar gequält. Vor mir liegt das Halbdunkel und das kleine hilflose Köpfchen. Ich sage laut: Knospe. Und mit dem Skalpell schneide ich das blasse Köpfchen vor mir auf, der ganzen Länge nach, vorsichtig, langsam, damit ich ihm helfe zu erblühen. Es erblüht. Schon gab es ein regelrechtes Knallen von der Spannung der aneinanderklebenden Blütenblätter. Schon hörte man die Befreiung des Staubfadens. Schon sprudelte ein Strahl frühreifen Duftes durch die Luft. Schon wollten sie alle raus.

### **AN DEN RÄNDERN DER NACHT**

Ich wünschte, die Nacht würde nicht kommen. Du sagst mir, gegen Mitternacht, dass wir uns morgen um elf sehen. Geht klar, sage ich. Während du mich vor dem Eingang



küsst, fühle ich, dass deine Nase feucht ist. Draußen ist es kalt. Ich steige die Stufen hinauf. Ich sage dir fast alles. Steige hinauf. Etwas sage ich dir trotzdem nicht. Steige hinauf. Ich habe dir den Schlüssel gegeben. Steige hinauf. Die Nacht beginnt gerade erst. Ich schließe auf. Wenn nur gleich der Morgen kommen könnte, sobald es null schlägt. Ich öffne die Tür. Ich würde meine Träume dafür opfern. Ich gehe hinein. Vielleicht würde es mir morgen bereits leidtun, aber jetzt, wenn die Nacht kommt, zweifle ich keinen Moment. Ich schließe die Tür. Die Nacht ist lang. Ich schließe nicht ab. Auch diese Nacht ziehe ich mich schnell und plötzlich aus. Auch diese Nacht entdecke ich viele Cremes, pflege mich lange, sorgfältig. Verziehe mich in grüne Bettwäsche. In einem Gras ohne Geruch liegen. Drehe mich ständig. Stehe auf. Überziehe das Bett blauschwarz. In der Falle einer sternenlosen Nacht liegen. Schlafe nicht. Stehe auf. Ziehe die weiße Bettwäsche mit den bunten Quadraten auf. Betrachte sie lange, eines nach dem anderen. Jedes hat eine andere Farbe. Mit der Zeit verlaufen die Farben. Ich entdecke auch Parallelen an den Rändern der Formen, schaffe einen Rhythmus. Der Rhythmus wird zum Seil, ich halte das Gleichgewicht. In Marseille habe ich ein gespanntes Seil zwischen zwei Häusern gesehen, nachts, von starken Scheinwerfern beleuchtet, von unten. Auf ihm ein Seiltänzer. Unter ihm nicht der geringste Schutz. Nur ein Haufen Schaulustiger. Das Licht projizierte ihn an die Häuser. Ein gigantischer Schatten. Auf dem Haus wird jede kleinste Bewegung von ihm zu einer Reise. Kann nicht hinsehen. Vergucke mich in die Quadrate bis sie verblassen. Die Nacht dauert einfach zu lange. Ich sage dir fast alles.



**MARINA VUJČIĆ** wurde 1966 in Trogir geboren. An der Philosophischen Fakultät in Zagreb machte sie ihren Diplomabschluss in Kroatistik. Den Roman *Tudi život* („Fremdes Leben“) veröffentlichte sie 2010 beim Verlag Profil und 2014 beim Verlag Hena com den Roman *A onda je Božo krenuo ispočetka* („Und dann fing Božo wieder von vorne an“). Ihre Dramatexte *Sretan kraj* („Das Happyend“) und *Čekaonica* („Das Wartezimmer“) schafften es 2008 und 2010 in die engere Auswahl beim Marin-Držić-Wettbewerb für Dramatexte und wurden zur Aufführung in Theatern empfohlen. *Čekaonica* wurde 2012 im Theater AKO in Opuzen uraufgeführt und 2014 in Koproduktion mit dem Volkstheater aus Tuzla und der Schauspielakademie Tuzla auf die Bühne gebracht. Vujčićs Drama *Umri ženski* („Stirb wie eine Frau“) erhielt 2014 den dritten Preis beim Marin-Držić-Wettbewerb. Ihr Gesamt-Dramawerk wurde vom Verlag Hena com im Buch mit dem Titel *Umri ženski* herausgegeben. Der Roman *A onda je Božo krenuo ispočetka* erreichte 2015 die engere Wahl des Europäischen Literaturpreises als eines der vier kroatischen nominierten Werke. Sie lebt und arbeitet in Zagreb.

**MARINA VUJČIĆ**

## **Das hätte ich sein können**

### **NACH SO VIELEN TAGEN UND NÄCHTEN**

Tagtäglich servierten die Leute Laura ihre Trauer, aber ihre eigene blieb tief anonym. Niemand wusste zum Beispiel, dass ihr oft irgendwoher ein Gestank von Medikamenten entgegenweht. Das ist so, weil sich das Gehirn eigensinnig erinnert und ebenso eigensinnig Erinnerungen verwendet. Zum Beispiel passiert es ihr oft, dass sie diese Substanz erkennt, die für gewöhnlich im Gemisch medizinischer Gerüche im Zimmer der Mutter vorherrschte. Das Nachtkästchen war voll mit Fläschchen und Schachteln, aber wenn Mutter sie bat, ihr ein Glas Wasser zu bringen, um ihre Medizin einnehmen zu können, griff sie immer nach der Schachtel, auf der *Tramal* stand. Sie erinnert sich sehr gut an diese weiße Schachtel mit grünem Rand, wie Mama sie mit knöchernen, abgemagerten Fingern öffnete und zwei blassrosa Tabletten aus der Durchdrückpackung herausnahm. In dieser kurzen Zeit, in der die Tabletten in Mutters Handfläche lagen, nahm Laura den Geruch wahr, den sie auch heute unter tausend anderen erkennt. Es war der Geruch von Mutters Erlösung, der Erleichterung, die eine halbe Stunde nachdem sie ihre dreihundert Milligramm eingenommen hatte, einkehren würde. Obwohl sie heute

weiß, dass diese Tabletten keinen intensiven Geruch haben konnten, zumindest nicht solch einen, der nach dem kurzen Weg von Mutters Handfläche zu ihren Lippen das Zimmer erfüllen würde, erkämpfte er sich damals seinen Platz in Lauras Sinnen – weil etwas, das Mutter Erleichterung brachte, stärker riechen musste als die Angst, die sie beim Anblick auf ihr vor Schmerzen und Schlaflosigkeit gequältes Gesicht überkam. Wenn du zwölf Jahre alt bist, eine Mutter hast, die lebt, als würde sie jeden Moment sterben und einen Vater, der darüber schweigt, wirst du auch dort Trost riechen, wo er fraglich ist.

Als Mutter ins Krankenhaus gebracht wurde, schlich sie manchmal in ihr Zimmer und roch an einer kleinen Tablette Tramal, die sie später in die Aluminiumhülle der Durchdrückpackung zurücklegte. Dieser Geruch enthielt das feste Versprechen, dass es Mutter besser gehen würde. Ihr zwölfjähriges Gehirn bewältigte diese Lektion gut – wie Mutter immer nach dem Tramal auflebte, wie ihr Gesicht zumindest für einige Zeit die erwünschte Form annahm. Deswegen brachte sie mit dem Gesichtsausdruck einer erwachsenen Person, die genau wusste, wo das Problem lag, Papa die Schachtel und sagte, dass Mama ohne die Tabletten, die ihr helfen würden, ins Krankenhaus gegangen wäre und forderte, dass er sie ihr sofort brachte. Papa setzte sie dann hin und erklärte, dass Mama diese Tabletten nicht mehr bräuchte, weil man ihr morgen den Tumor, der ihr so starke Schmerzen bereitete, herausoperieren würde. Sie dachte, dass er sie belog, dass er das nur sagte, damit sie aufhörte, ihn zu belästigen. Es schien, als ob alles, was mit Mutters Krankheit zu tun hatte, für ihn eine schrecklich lästige Angelegenheit war, die ihm das Leben schwer machte. Den Großteil der Zeit schwieg er

nur und verhielt sich, als ob es ihm am liebsten wäre, dass auch Laura schwieg. Sogar wenn man darüber sprechen konnte, wäre es nichts Gutes und schlechte Nachrichten sollte man am besten vermeiden. So verhielt er sich auch, wenn er sie zu Mama ins Krankenhaus brachte. Er tat so, als ob sie irgendwohin fuhren, wo es weder Krankheit, noch Angst oder Mamas Tränen gab, und auf dem Weg ins Krankenhaus drehte er das Radio lauter, um Lauras Fragen zu verhindern.

Laura machte dieses ganze Stillschweigen wütend, aber vor lauter Angst vor dem, was sie zu hören bekommen könnte, fand sie sich damit ab. Falls Mama starb – und so wie sich Papa verhielt, war es zu erwarten – war es besser, es nicht zu wissen.

Aber Mutter kehrte nach einem Monat aus dem Krankenhaus zurück und tatsächlich, sie brauchte Tramal nicht mehr. Sie warf die ganze improvisierte Apotheke aus dem Nachtkästchen in eine Schuhschachtel und verbannte sie in den Abstellraum. Noch bei ihren Besuchen im Krankenhaus erkannte Laura, dass es Mutter viel besser ging, aber sie sorgte sich dennoch heimlich weiter, dass Mutter nach ihrer Entlassung ins Bett zurückkehren und sie mit schwacher Stimme rufen würde, ihr ein Glas Wasser zu bringen, damit sie ihre Tabletten einnehmen konnte. Aber als sie zurückkehrte, lüftete sie das Zimmer und beseitigte alle Spuren der bedrohlichen Krankheit – und mit ihnen ging auch der Geruch der Medikamente, der nur noch in Lauras Erinnerung überlebte.

Mama wurden beide Brüste abgenommen. Das hatten sie Laura nicht gesagt, aber sie wusste es. Noch im Krankenhaus bemerkte sie, was unter dem Oberteil von Mamas Pyjama fehlte und die Vermutungen bestätigten sich, als sie

in ihrem Zimmer BHs sah, mit deren Hilfe die sie bekleidet weiterhin so aussah, als ob sie Brüste hätte.

Das Leben kehrte zur Normalität zurück, wenn man das überhaupt so nennen konnte – denn nichts war mehr wie früher. Wenn alle drei zusammen waren, herrschte im Haus eine unlogische Stille. Daran erinnert sie sich. Wie jemand verstummte, jedes Mal wenn die dritte Person den Raum betrat. Wie Mama nur lachte, wenn sie zwei alleine waren. Wie Papa niemals lachte. Wie über all das nicht geredet wurde. Das Aufwachsen wurde zu einer langen Übung des Stillschweigens.

Als Mama gesund wurde, schien es, als könne Laura zu ihrer Kindheit zurückkehren. Nur, das Verfallsdatum ihrer Kindheit war schon abgelaufen. Du bist mit zwölf Jahren eben nicht wirklich ein Kind mehr, ganz besonders, wenn du die für die Unbekümmertheit vorgesehenen Jahre überspringst. Laura wollte erneut ein Kind sein, aber sie wusste nicht mehr wie. Mutter wollte scheinbar dort fortsetzen, wo sie vor der Krankheit stehen geblieben waren, aber Papa rechnete damit, dass sie in der Zwischenzeit erwachsen geworden und ihre Chance auf eine Kindheit vertan war.

Sie weiß nicht, was schlimmer war – Vaters Missmut oder Mutters Euphorie von der Wiederkehr ins Leben. Sie nahm sie zum Einkaufen mit, zu Ausflügen und Spaziergängen in Parks. Sie bemühte sich, aus jedem Tag eine kleine Festlichkeit zu machen. Sie machte einen Korb mit belegten Brötchen und Säften und organisierte ein Picknick im nahegelegenen Park. Sie brachte in der großen Pause warme Kuchen vor die Schule. Sie veranstaltete Partys für Lauras Freundinnen, ohne einen Anlass. Sie brachte Laura ins Kino und zu Theateraufführungen. Sie führte sie zum Mittagessen in Restaurants aus, bei welcher Gelegenheit sie

ihr Geschichten über die eigene Kindheit erzählte, über die Geschichte ihrer Familie, über den Moment in der Entbindungsstation, als sie ihr zum ersten Mal auf die Brust gelegt wurde. Sie redete fast ohne Unterbrechung, als ob ihr die Gabe zu reden jahrelang entzogen wurde und sie das jetzt alles nachholen musste. Stundenlang schlenderten sie ohne Plan und Ziel herum. Am Abend fanden sie Papa vor dem Fernseher vor: er war glücklich, dass er den Großteil des Tages mit niemandem sprechen musste, aber auch wieder verärgert wegen ihres Bündnisses, das ihn ausschloss. Das brachte ihn manchmal dazu, dass er Laura irgendwohin mitnahm, wo sie selbst nie hingehen würde – auf eine Automobilmesse oder eine Oldtimerausstellung – aber es war offensichtlich, dass er das nur tat, um Mama einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Laura wurde zu groß für ihre gegenseitigen Machtspielen. Sie wurde auch zu groß für Automobilmesse und für Picknicks mit Mama in städtischen Parks. Sie wollte nur ein gewöhnlicher Teenager sein, der sich in ihrem Zimmer einschloss, um Platten zu hören, mit Freundinnen am Telefon zu hängen und über alles zu träumen, worüber normale Mädchen träumen können – aber an die Tür ihres Zimmers klopfte immer jemand. Sie musste auch eigene Ausweichmanöver entwickeln und vervollkommen. Sie beschäftigte sich mit jeder möglichen Freizeitaktivität, die sie finden konnte. Sie trieb Sport, tanzte, spielte Theater, zeichnete und sang. Sie lernte und schwieg. Sie lernte, die stille Tochter von Eltern zu sein, die sich nicht mehr an ihre Liebe erinnerten.

Die Krankheit kehrte sechs Jahre später zurück. Laura war in der Abschlussklasse des Gymnasiums. Sie hatte einen großen Freundeskreis, ging mit Jungs aus, besuchte

Museen und begann sich für ein Archäologiestudium zu interessieren. Nach einer gewaltsam entzogenen Kindheit, lief es in den frühen Jugendjahren nicht besser. Sie übernahm die Hausarbeiten, hörte auf auszugehen, pflegte ihre Mutter und beschloss, Medizin zu studieren.

Diesmal lag Mama wirklich im Sterben und es dauerte zwei Jahre. Laura hatte gerade die letzte Prüfung im ersten Jahr abgelegt. Sie lernte für alle Prüfungen an Mamas Krankenbett. Wenn das Tramal nicht mehr half, klebte ihr Laura Morphiumpflaster auf die Schultern. Das war für Todkranke ein legitimer Weg zum Vergessen. Sie gaben das Morphium langsam über die Haut ab, verwandelten die Realität subtil in einen Traum, ohne Gelegenheit auf einen Anteil an der Wirklichkeit. Dank dieser Pflaster schlief Mama den Großteil der Zeit, und Laura wiederholte neben ihrem Bett halblaut die lateinische Terminologie für ihre Anatomieprüfung. Wenn sie nicht für Prüfungen lernte, studierte sie medizinische Handbücher und Enzyklopädien, auf der Suche nach irgendeiner Hoffnung, dass Mutters Metastasen sich zurückbilden könnten, nach irgendeiner Methode, um die Krankheit und den Tod zu überlisten. Wenn das Morphium im Pflaster nachließ, sollte man gewöhnlich noch zwanzig Stunden warten, bis man ihr ein neues geben durfte. Mutter erwachte dann und wollte sich unterhalten. Das war besonders schmerzhaft, weil sie in diesen kurzen Intervallen des Wachzustands plante, wohin sie überall mit Laura gehen und was sie alles machen würden, wenn sie wieder gesund werden würde, und Laura fragte sich immer, ob Mutter sie mit diesen Plänen nur trösten wolle, oder ob sie tatsächlich an das, was sie sagte, glaubte.

Sie erfuhr es niemals. Mama erlosch an dem Morgen, als Laura ihre letzte Prüfung im ersten Jahr ablegte. Niemals



verzieh sie sich, dass sie nicht bei ihr war, als sie verschied. Niemals verzieh sie Mutter, dass sie ausgerechnet an jenem Tag starb. Nach so vielen Tagen und Nächten, die sie an ihrem Bett verbracht hatte, musste Mutter ausgerechnet aus dem Leben scheiden, während sie an der Universität war. Sie fing an, die Medizin aus tiefster Seele zu hassen. Nichts schien ihr vergeblicher als dieses Studium, das nichts zu bieten hatte außer falschen Hoffnungen aufs Überleben.

#### **EINIGE VON DIESEN ANDEREN**

Papa wünschte sich sehnlichst, dass ich Ärztin werde. Streng genommen *Frau Doktor*. Dieses Wort entsprach viel mehr der Zukunft, die er mir zudachte.

Ich hatte noch keine eigenen Wünsche, also gefielen mir die von Papa. Ich konnte mir all das, was mich erwartete, vorstellen: Leute in Wartezimmern warten darauf, dass ich, ausgerechnet ich, ihnen das Leben rette. Es schien pompös genug für meine Auffassung vom Dasein. Wenn ich genug Menschenleben rette, dachte ich, können wir diese Fliege vergessen, die ich vorhin erschlagen hatte.

Die Menschen scheinen doch sowieso immer zumindest ein bisschen krank zu sein. Ärzte werden auf dieser Welt unbedingt in großer Anzahl gebraucht und wer bin ich, um mich davor zu drücken.

Ich übte mein zukünftiges Handwerk an Puppen und Kindern aus der Straße, die Patienten spielen wollten. Ich verband Knie und Ellbogen, untersuchte Rachen und Ohren, maß die Temperatur und verschrieb mit unleserlicher Doktorhandschrift Rezepte und erstellte Diagnosen. Ich dachte mir, wie gut es doch sei, dass ich das erwachsene Leben üben konnte, solange ich noch ein Kind war. Papa war zufrieden.

Das Wörterbuch leistete dabei auch gute Dienste. Ich suchte alle Wörter, die etwas mit Ärzten, Heilung, Krankenhaus, Medikamenten, Patienten, Genesung zu tun hatten und viele weitere, zu denen mich diese ersten führten. Am meisten gefiel mir Unpässlichkeit. *Unpässlichkeit* war eines von *diesen* Wörtern. Im Wörterbuch stand eigentlich überhaupt keine Erklärung dafür, außer *Unwohlsein*, als Synonym, und das war mir gleichermaßen unbekannt. Eine Unpässlichkeit konnte irgendeine kleine, harmlose Erkrankung sein, an der man nicht stirbt, aber die dafür sorgt, dass man nicht gerade ganz gesund ist.

Ich dachte auch weiterhin, dass meine Spielerei mit den Worten ein Ersatzleben sei, von dem niemand jemals erfahren würde und das richtige Leben würde ich menschenrettend in einem weißen Kittel verbringen. Während ich auf dieses richtige Leben wartete, war das Ersatzleben alles für mich. Es war meine süße Unpässlichkeit.

*Meine Unpässlichkeit.*

Das schrieb ich ins Tagebuch. Manchen würde es nichts bedeuten, aber diese zwei Worte bezeichneten mein allerliebstes Spielzeug.

Ich konnte bis zum Abwinken die Frau Doktor spielen, aber das war nur das äußere Leben. Ich wusste das damals nicht, ich lebte es, als wäre es mein echtes. Dieses zweite verlangte viel mehr Anstrengung, weil es verborgen war.

Nun... Es ist kein Problem sein eigenes Geheimnis zu bewahren, aber Dinge, die du mit niemandem teilst, sind so, als wären sie nie passiert. Man braucht die anderen doch, wie man es auch dreht und wendet. Als ich das begriffen hatte, dachte ich mir meinen ersten Menschen aus.

Er war nichts Besonderes, dieser Mensch, aber er hatte eine fantastische Eigenschaft: er liebte es, Briefe zu empfan-

gen. Endlich hatte ich jemanden, dem ich alles sagen beziehungsweise schreiben konnte, worüber ich nachdachte.

Einige Mädchen aus der Klasse hatten Tagebücher und begannen ihre Einträge immer mit *Liebes Tagebuch*. Mir schien es ziemlich nutzlos, mich an ein Heft zu wenden – dafür brauchte ich doch einen Menschen.

In mein geheimes Versteck zog auch eine Schachtel für Briefe an Toma ein. So hieß er. Ich schrieb Toma oft und lange. Seinen Namen und seine Adresse schrieb ich mit Schönschrift auf Briefumschläge, an die ich Briefmarken klebte, die ich aus der Briefmarkensammlung der Familie stahl. Na gut, man kann es nicht unbedingt stehlen nennen, weil die Briefmarken doch im Haus blieben. Sie waren so schön, diese Umschläge, es ist eine regelrechte Schande, dass sie niemand bekommen hatte.

Toma stellte ich niemals Fragen, wie es in Briefen üblich war, weil ich wusste, dass es für ihn kompliziert wäre zu antworten.

Er war der erste, dem ich anvertraute, dass ich mir mit der Medizin nicht sicher war. Dass es amüsant ist, Frau Doktor zu spielen, aber dass ich eine Unpässlichkeit habe, wegen der ich vielleicht niemals ein Diplom von einer medizinischen Fakultät erhalten würde. Trotzdem, ich glaube, dass meine Unpässlichkeit wirklich, aber wirklich, durchaus harmlos war. Davon bin ich noch überzeugter, wenn ich sie mit denen anderer Menschen vergleiche. Einige von diesen anderen wagten es, Ärzte zu werden, sogar Psychiater, obwohl sie nicht einmal sich selbst helfen können. Nehmen Sie das nicht persönlich. Es geht nur darum, dass ich glaube, dass es nicht leicht ist, sich selbst zu retten, geschweige denn andere. Die meisten Menschen geben vor, in ihrem Leben sei alles in Ordnung, warum sollten das

dann nicht auch die tun, die angeblich wissen, wie man mit einem Leben umgeht, die zugelassen sind, uns von Schmerzen zu befreien.

Andere haben hingegen keine Unpässlichkeit, sondern handhaben das Leben so, als wäre es eine Schokolade, die man nur aus dem Stanniolpapier wickeln und dann ohne Schuldgefühle und Hintergedanken essen solle. Solche gehören nicht in eine psychiatrische Praxis und kommen wahrscheinlich auch nicht zu Ihnen, aber wie auch viele andere Erscheinungen im Leben, die auf eine niederschmetternde Art die Logik widerlegen, passiert es wahrscheinlich manchmal, dass auch die größten Lebenskünstler sich zu Ihnen verirren. Falls es solche überhaupt gibt.

Aus dem Kroatischen von Raphael Kamper

### **WÄRE SIE BLOß SCHON IN DIESEM FLUGZEUG**

Wäre er nicht in ihrem Leben aufgetaucht, hätte sie nur schwer an Pavel geglaubt. Daran, dass es solche überhaupt gibt.

Als er sie das erste Mal anrief, konnte sie nicht umhin zu denken, dass ein weiterer Mann unter ihren Patienten ihr gut tun würde.

Sie hatte schon genug von weiblichen Gefühlsmustern der Trauer und der Unzufriedenheit. Sie war schon müde von den Leitmotiven des Unglücks, die sie oft an eigene Fehlschläge erinnerten, von den vergeblichen Frauentränen, von den vergeblichen Versuchen, diese Frauen nach allen Regeln ihres Fachs davon zu überzeugen, dass sie etwas Besseres verdienen. Vielleicht waren diese Versuche vergeblich, weil sie selbst nicht daran glaubte, dass sie Besseres verdienten, oder noch wahrscheinlicher, weil sie ihre Arbeit schlecht



Foto: Dijana Tockner Glova

machte und weil ihr schon unangebracht großer Zynismus gegenüber weiblicher Weinerlichkeit ihre Professionalität minderte.

Bevor Pavel auftauchte, hatte sie nur zwei männliche Patienten, die regelmäßig zur Therapie kamen. Einer von ihnen war ein fünfzigjähriger Geschäftsmann, der sein ganzes Geld durch schlecht gewählte Aktien verloren hat; der zweite ein fünfundzwanzigjähriger junger Mann, der mit Panikattacken zu kämpfen hatte. Männer haben konkrete Gründe für eine Therapie, sie kommen nicht wegen unerwidelter Liebe oder aus dem schwermütigen Gefühl vergeudeter Zeit heraus, die sie in die falsche Person investiert haben.

Deshalb stellte Pavel für sie, wenn man das überhaupt so sagen kann, eine echte Erfrischung dar. Zur ersten Sitzung kam er mit einem Lächeln. Er setzte sich, kreuzte die Hände über der Brust und sagte, er sei gekommen um sich ein wenig mit sich selbst zu beschäftigen. Dass er in seinem Inneren haufenweise Stoff herumschleppt, den er mit niemandem teilen kann. Dass er genug davon hat, dass er niemanden hat, mit dem er über alles, was in seinem Kopf vorgeht, reden kann. Dass er mit dem Leben auf eine Weise experimentiert, die sogar seine Nächsten nur schwer verstehen würden. Zum ersten Mal hatte sie das Gefühl, dass ihre Arbeit Sinn macht, auch wenn vor ihr zum ersten Mal nicht jemand saß, der Hilfe brauchte.

Mit Pavel hat sie sich vom ersten Moment an wie eine Schülerin gefühlt. Sie sog jedes Wort, jede Bewegung auf, insbesondere die vielen Versionen seines Lächelns, die alles, was er sagte, begleiteten. Sie bemühte sich vorsichtig zu sein, aber so sehr sie sich auch bemühte, ein Problem hinter der Heiterkeit, die er ausstrahlte, zu detektieren,

schaffte sie es nicht. Sie war Leute, die weinen, trauern, übelnehmen, verzweifeln, gewohnt. Sie war Bedrücktheit und Depressionen gewohnt, doch jetzt stand vor ihr ein Mann, genauer gesagt, ein junger Mann, Pavel ist noch nicht mal achtundzwanzig, der lächelte, der kein Problem zu haben schien, das ihm dieses Lächeln vom Gesicht weg-wischen könnte. Bei ihm sei, meinte er, alles in Ordnung. Er hat nichts, worüber er sich beschweren könnte. Er habe auch niemandem etwas übelzunehmen. Das Leben ist schön. Es ist vielmehr wunderbar und er hat vor, es ganz und gar zu genießen.

„Sie machen wohl Witze?“ wollte sie ihn während der ersten Sitzung fragen.

Das hat sie ihn dann doch nicht gefragt. Allerdings schlug sie ihm vor, darüber nachzudenken, ob er überhaupt eine Psychotherapie braucht, obwohl es ihr leid getan hätte, wenn er nicht wiedergekommen wäre.

Er sagte, dass er beschlossen habe, sich was zu gönnen. Dass er genug Geld hätte, um es für Dinge auszugeben, die ihn glücklich machen. Dass sie das Ganze, wenn es ihr lieber ist, gar nicht Psychotherapie nennen müssen. Sie können es einfach zu *Dialogen* erklären, denn das war genau das, weshalb er gekommen war. Er sagte, er glaube, dass Gespräche die Dinge, die ihm widerfahren, real werden lassen werden, dass es ihm manchmal vorkommt, dass für ihn viele Dinge nur deshalb nicht realisiert wurden, weil er niemandem davon erzählt hat. Sie kann ihm ja auch von sich erzählen, was sie will. Deshalb hat er das auch Dialog genannt – denn, wenn er alles zusammenzählt, ist gerade ein Dialog das, was ihm chronisch fehlt. Ihm fehlt die Person auf der anderen Seite, mit der er so sprechen könnte, wie er sich ein echtes Gespräch vorstellt. Alles andere hat

er. Es ist wahr, dass man viele Dinge nicht mit Geld kaufen kann, Gespräche aber schon, da es Menschen gibt, die für das Verbalisieren des Lebens bezahlt werden.

Außerdem ist er Regisseur und hat gelernt, dass fesselnde Themen aus dem Nichts auftauchen. Unerwartet. Jede Situation ist ein potentieller Auslöser für ein Thema. Vielleicht ergab sich ein neues Thema aus ihren Dialogen.

Laura verspürte schon beim Gedanken an die Wörter *Dialog* und *Gespräch* Panik. Sie war an Monologe gewöhnt, nicht an Austausch. Sie brauche den Menschen, die zu ihr kamen, nur zuzuhören, ab und zu mal nicken und hie und dort mal etwas aufschreiben, damit die Person einen Eindruck bekam, ihre Worte hatten einen Empfänger, mitunter stellte sie eine Frage, die einen weiteren Monolog antrieb, am Ende kommentierte sie die Situation ein bisschen, gab einen vorsichtigen neutralen Ratschlag, der zu Nichts verpflichtete und stellte ein Rezept für ein Antidepressivum oder ein Anxiolytikum aus. Sie konnte sich sogar gelegentliche Pausen beim Zuhören leisten, sich in einen unabhängigen Gedanken vertiefen, insgeheim ihren eigenen Fall mit dem fremden Leben vergleichen, zurückkommen zur Geschichte des Patienten, als wäre sie die ganze Zeit anwesend gewesen, ohne dass sie etwas merkten. Jetzt auf einmal erwartete jemand von ihr ein gleichberechtigtes Gespräch und sie konnte sich nicht einmal erinnern, wann sie das letzte Mal überhaupt ein *Gespräch geführt*, wann sie sich das letzte Mal an einem beteiligt hatte.

Für einen Moment kam es ihr so vor, als hätte die Stunde geschlagen, in der sie endlich aus dem Flugzeug mit einem Fallschirm auf den Rücken springen würde. Sie hatte das schon immer machen wollen, aber nie den Mut gefasst. Die Idee, inmitten von Wolken zu sein, fand sie verlockend,



das Gefühl des freien Falls aus enormer Höhe, aber die Tatsache, dass sie genau wusste, dass es in ihrem Fall weder romantische Sehnsucht nach Fliegen noch die Liebe zu Höhe war, sondern ein unerklärliches Bedürfnis, ihr Leben herauszufordern und ihm eine Gelegenheit für den Tod zu geben, ängstigte sie. Sie kannte sich gut genug, um nicht auszuschließen, dass es geschehen könnte, dass sie nach dem Sprung vielleicht gar nicht an der Schnur ziehen würde, die den Fallschirm öffnet. Höchstwahrscheinlich würde sie diesen Sprung als wunderbare Gelegenheit sehen, um alles zu beenden, ohne dass es jemand als Feigheit interpretieren könnte oder als selbstsüchtiges Im-Stich-Lassen, das ihr ihre Nahestehenden, denen sie sich nicht nahe fühlt, nie verzeihen würden. Es wäre nur ein Unglücksfall, mit welchem sich alles geschickt gefügt hätte, denn auch alles Bisherige kam ihr wie ein unendlicher Unglücksfall vor, der nicht aufhören wollte.

Dieser junge Mann, der ihr lächelnd gegenüber sitzt, als wäre er im Urlaub und nicht in einer psychiatrischen Praxis, verleitet sie zu solch einem Sprung. Sie wusste, dass sie bereits in diesem Flugzeug saß. Sie wusste das schon, nachdem er zum ersten Mal ihre Praxis verlassen hatte, denn Pavel war der erste Patient, dessen nächsten Termin sie ohne Gleichgültigkeit erwartete. Die Frage war nur, wann sie springen und ob sich der Fallschirm öffnen wird.

Sie würde sich wünschen, dass es ihr eines Tages nicht egal wäre.

– Erzählen Sie – sagte sie ihm damals, in der ersten Sitzung, und sie wusste sofort, dass es ein Omen war, als sie am Ende des Satzes dieses „von sich“ ausließ.

Alles war anders als sonst. Statt über die Vergangenheit sprach Pavel über die Zukunft. Laura kam es vor, dass

es großen Mutes bedarf, um mit der Zukunft rechnen zu können.

### **AUCH WENN ES DER FALSCHER WAR**

Ich tat immer so, als ob ich mutig wäre. Als wir vom höchsten Kliff ins Meer gesprungen waren, spielte ich vor, dass es für mich eine Kleinigkeit wäre, in Wahrheit war ich aber zu Tode erschrocken. Als wir in der Schule geimpft wurden, drängte ich mich immer als erste vor und tat so, als würde mir die Impfnadel gar keine Angst einjagen. Als man bei Oma auf dem Dorf zum Plumpsklo musste, wenn es dunkel war, verschwieg ich die Geister und Monster, die ich erwartete anzutreffen. Ich tröstete mich damit, dass es ohne Angst keinen Mut gab und vor nichts fürchtete ich mich mehr, als dass Papa glauben könnte, ich wäre nicht mutig. Eigentlich habe ich mir so eingeredet, dass ich mutig bin.

Oft trotzte ich der Angst, aber das leuchtendste Beispiel dafür ist mit großer Sicherheit das, als ich mit bloßen Händen einen Tintenfisch gefangen habe. Papa war in diesem Moment nicht in der Nähe, aber man hat ihm später erzählt, wie ich den Tintenfisch im seichten Wasser packte und ans Ufer warf, bevor er es schaffte, sich mit seinen Tentakeln an meinen Armen festzusaugen. Papa lächelte stolz und in diesem Lächeln stand geschrieben: *Das ist meine Tochter, eine zukünftige Frau Doktor*. In seiner Interpretation hörte sich das so an, als würden Menschen so lange an Krankheiten leiden, bis ich das Medizinstudium abgeschlossen hatte.

Toma habe ich Briefe geschrieben: nicht über das, was ich erlebt habe, sondern über völlig andere Dinge. Den Tintenfisch habe ich nicht einmal erwähnt.

So ging das Leben weiter seinen Weg und ich meinen.

Manchmal fühlte ich mich, als würde ich alle um mich betrügen – und dennoch, wenn du ein Geheimnis hast, das du nicht teilen möchtest, dann zählt das nicht als Betrug, sondern nur als Hüten eines Geheimnisses. Ich war mir sicher, dass mir Toma das auch bestätigt hätte, hätte er auf meine Briefe antworten können.

Als ich im Wörterbuch das Wort *Abweg* entdeckte, schrieb ich ihm einen langen Brief. Mich verwirrte es, dass es, wie es im Wörterbuch geschrieben stand, sowohl ein *Umweg* als auch ein *falscher Weg* sein kann. Woher sollen wir wissen, ob ein Weg falsch ist, bevor er uns irgendwo hinführt? Das Wort machte mir Angst, da ich schon genau wusste, dass es nicht nur einen Weg gab, und dass der, auf dem ich bin, vielleicht nicht der richtige sein wird. Es sind nicht Wege, auf denen man es sich einfach anders überlegen kann und von einem zurückkehren und einen anderen einschlagen.

Mir kam es so vor, als wäre dieser einzige Weg, auch wenn es der falsche war, unvermeidlich. Das nicht wir ihn auswählten sondern er uns.

Du kannst es vermeiden, dass dich beim Überqueren der Straße ein Auto anfährt, du kannst es vermeiden, Zucchini mit Kartoffeln zu essen, wenn du sie nicht magst, du kannst es vermeiden, in die Schule zu gehen, wenn du gut Unpässlichkeit vortäuschst – aber die meisten Dinge sind nicht *vermeidlich*. So habe ich überlegt, im Glauben, dass auch dieses andere Wort, das Gegenteil von *unvermeidlich*, existierte. Im Wörterbuch habe ich es nicht gefunden, aber ich war der Meinung, dass es schlicht aufgrund eines Fehlers ausgelassen wurde.

Ich konnte nichts Anderes machen als beschließen, dass ich mich vom Unvermeidlichen nicht fürchten werde. Immerhin war ich Papas mutiges Mädchen.

*Aufschreiben ist unvermeidlich.*

So habe ich es im Logbuch aufgeschrieben und hatte keine Zweifel daran.

Ich bin nie Ärztin geworden, das ist Ihnen jetzt schon klar geworden.

Die Wahrheit ist, dass ich, wenn in einem Wartezimmer eine Ärztin im weißen Kittel an mir vorbeigeht, manchmal denke: *Das hätte ich sein können.* Das denke ich mir ab und zu, wenn ich Sie von dieser Couch beobachte. Ich hätte an Ihrer Stelle sein können, und Sie an meiner. Mich trennte nur ein Schritt von der Medizin und Sie trennt vielleicht nur ein Schritt vom Bedürfnis sich selbst hier hinzusetzen, an meine Stelle, und jemandem Ihre Geschichte zu erzählen.

Vielleicht hätten wir alle etwas Anderes werden können, aber dass, was wir wurden, war unvermeidlich.

Sie haben, sagen wir einmal, im Gegensatz zu mir das Medizinstudium abgeschlossen – aber vielleicht war gerade das Ihr Abweg. Vielleicht wollten Sie einst, als Sie sich Ihre Zukunft vorgestellt haben, etwas völlig Anderes werden.

## **WEDER IM EINEN NOCH IM ANDEREN MOMENT**

Man könnte sagen, dass das, was Laura geworden ist, und das, was sie werden wollte, gar nicht so unterschiedlich ist. Dieser jemand könnte sich beispielsweise darauf berufen, dass sowohl Archäologen als auch Psychiater in der Vergangenheit herumwühlen, und dass das sehr wohl eine Gemeinsamkeit darstellte. Aber es ist nicht das Gleiche, in einer Vergangenheit, die niemanden mehr schmerzt, herumzuwühlen oder in einer, die immer noch aktuell ist.

Laura gefiel die Vergangenheit immer. Sie war am sichersten. Dort war alles bereits geschehen und von dort drohte nichts Unbekanntes. Nichts, was es schon vorher

nicht gab. In dem Erlebten konnte es keine beängstigenden unbekannten Größen geben – nur unangenehme Erinnerungen und Erinnerungen, so schlimm sie auch waren, waren wenigstens nicht ungewiss. In ihnen steckt nur das, was wir schon überlebt hatten.

Trotzdem, eigentlich mochte sie nur die Geschichte von Gegenständen.

Gegenstände sind harmlos. Mit ihnen würde sie sich viel lieber beschäftigen als mit Menschen. In der Pause zwischen den beiden Malen, als ihre Mutter krank war, als sie noch geglaubt hatte, dass sie Archäologie studieren würde, begeisterte sie sich für die Idee, aus alten Gegenständen, die sie entdeckt und ins Leben zurückgeholt hatte, damit sie Geschichten über Menschen, die es nicht mehr gab, erzählten, genau diese Art von Ruhe auszuleihen – eine Ruhe, die bewies, dass alles Schlechte bereits geschehen ist, und dass gar keine Gefahr mehr droht.

Als sie sich in die Vision ihrer Zukunft vertiefte, malte sie sich aus, wie sie sich auf Unterwasserarchäologie spezialisieren würde. Das war eine noch tiefere, noch geheimere Welt. Eine vergessene Welt, weit weg von menschlichen Füßen, für völliges Vergessen tief genug verborgen und geeignet für Vermutungen. Geschichten aus solch einem Vergessen zu bergen, wäre wahrlich ein Privileg. Um Gegenstände ans Licht zu holen, die von einst dagewesenen, versunkenen Menschen erzählen, musste man wortwörtlich tief eintauchen – und Tiefen, ebenso wie Höhen, hatten sie schon immer angezogen. Ihr kam es so vor, als wäre ihr wahrer Platz in den Welten unter und über des Wirklichen, und nicht in dieser Welt dazwischen, in der sie eine falsche Rolle zugeteilt bekommen hatte.

Alles wurde ihr genommen.

Sie wurde zum Abweg verurteilt. Zum Unvermeidlichen jedoch Falschen. Ihre naive romantische Hoffnung, ihre Medizin könnte der Mutter vielleicht das Leben retten, kostete sie mehr als ihr Tod.

Jeder Tag erinnert sie an Dinge, denen sie nachtrauert. Statt unter dem Meer nach Geschichten über versunkene Schiffe und Menschen zu suchen, war sie zu Geschichten lebender Menschen verurteilt – Menschen, für die man weder ein schöneres Leben noch ein schöneres Ende ausmalen kann. Menschen, die auf der Couch Platz nehmen, auf die sie sich selbst setzen musste und endlich die Tränen vergießen, die sie bisher nicht vergossen hatte und über das potentielle Leben, das sie verfehlt hatte, hinwegkommen.

Es scheint so, als hätte dieser ehemalige Stumpfsinn nie aufgehört – tja, so fühlt sie sich. Sie war noch von Mutters Tod abgestumpft, als Daniel sie verließ, als sie zur unerwünschten Ex-Freundin mit einer ungewollten Schwangerschaft wurde und so wurde der Stumpfsinn nur noch zusätzlich genährt. Da betrat Emil die Bühne. In diesem Punkt ihres Lebens war er der einzige lebende Beweis dafür, dass es auf der Welt auch etwas Gutes gab, dass es jemanden gab, auf den sie sich verlassen konnte, dass sie nicht wirklich alle, an denen ihr was lag, verlassen werden. Emil kämpfte an ihrer statt. Er brachte ihr Obst, warmes Essen, Bücher, die sie auf andere Gedanken hätten bringen können, sogar Mitschriften aus Vorlesungen, die er ungeniert von ihren Studienkollegen besorgte. Er nahm ihr Leben, und sie, in seine Hände und sie hatte keine Kraft sich dagegen zu wehren. Sie verspürte eigentlich kein Bedürfnis sich zu wehren – weil sie gar nichts fühlte.

Trotzdem, ein Gefühl tief im Inneren, ein Sinn, dem sie nicht einmal richtig zuhörte, sagte ihr, dass sie sich

losreißen und sich alleine, ohne ihn, auf die Beine stellen musste, genauso wie ihr der gleiche Sinn zuschrie, dass es ein Fehler war, als sie das Medizinstudium anfangen wollte. Weder im einen noch im anderen Moment hatte sie die Kraft dazu, sich dem Strom der Dinge zu widersetzen. Sie war abgestumpft genug, um im Vorhinein schon aufzugeben, ohne zu begreifen welchen Preis sie dafür zahlen würde.

Und hier steht sie nun und bezahlt diesen Preis. Emil und die Medizin – diese zwei scheinbar heilsamen Tatsachen ihres Lebens – machen sie kränker als es irgendjemand ist, der zu ihr in die Therapie kommt.

Hilda erzählt noch immer von ihrer Hilflosigkeit und zieht es wahrscheinlich gar nicht in Betracht, dass jemand, den sie bezahlt, um ihr zu helfen, selbst Hilfe braucht. Laura hatte in einem Augenblick von Hildas Monolog – und das geschah immer öfter – nur das Rauschen der Welt im Ohr. Feindliches Rauschen. Nichts, was zu ihrem Nutzen ertönen würde. Das hatte weder mit Hilda noch mit irgendjemanden, der ihr gegenüber saß, zu tun. Sie wird einfach von diesen Störungen in Gedanken befallen – als würde sie vergeblich an einem Knopf drehen und versuchen, die richtige Frequenz zu finden, doch aus dem Radio ertönte nur unartikulierte Geknister.

Wenn sie es schafft, Teile von Hildas Monolog mitzukriegen, wecken sie ihren Neid. Hilda hat dieses Privileg, das sie sich selbst genommen hat. Sie kann Erzählungen über nichtexistierende Menschen erfinden und Lebende vernachlässigen, sie kann mit der Geschichte der Menschen und ihrer Gegenstände spielen, ohne jegliche Folgen, ohne Schaden anzurichten und all das kann sie, ohne ihr Zimmer zu verlassen. Heute spricht sie auch wieder über ihre Figu-

ren, als wären es lebende Menschen, während sie lebende Menschen totschweigt.

– Meine Heldin, Melita, hat eine unheilbare Krankheit, hält sie aber vor ihrer Familie geheim. Sie verhält sich, als wäre alles in Ordnung, als würde sie hundert Jahre alt werden. Niemand aus ihrer unmittelbaren Umgebung ahnt, dass sie im Sterben liegt, dass ihre Tage schon gezählt sind.

– Ich habe von Ihrem Buch gehört.

– Von dem Roman. Er heißt „Noch ein wenig“. Schade, dass sie ihn nicht gelesen haben. Jetzt wäre Ihnen klarer, wieso ich Ihnen das erzähle. Denn ich fühle mich schon lange wie Melita. Ich spiele ein gutes Leben vor. Wenn ich gefragt werde, woran ich arbeite, und ich werde oft gefragt, lüge ich, dass ich meinen achten Roman schreibe. Niemand außer Ihnen weiß, dass es den Roman nicht gibt, dass ich nicht einmal eine einzige Zeile herauspressen kann, und dass es wahrscheinlich unheilbar ist. Das ist genau so, als würde ich sterben. Manchmal denke ich, dass mich die Schicksale, die ich erfunden habe, einholen. Als ob mich meine Helden heimsuchen: aus Rache dafür, wie ihr Leben, das ich ihnen beschert hatte, verlaufen ist und mich mit meinen eigenen Fantasien bestrafen.

– Sie glauben das ernsthaft? – fragte sie Laura, mehr um ihr sinnloses Selbstgespräch zu beenden als aus echtem Interesse an einer Antwort.

– Natürlich glaube ich das nicht. Aber offensichtlich hat mich ja doch eine Art Strafe eingeholt. Na sehen Sie mich doch an! Ich sitze auf Ihrer Couch nicht aus einer Laune heraus und auch nicht aus Langeweile. Schon ein ganzes Jahr habe ich nicht eine Zeile zu Papier gebracht. Anstatt zu schreiben, denke ich den ganzen Tag darüber nach, dass ich nicht schreibe.



– Und Sie glauben, das wäre Ihre Strafe? Strafe wofür? Für das Erfinden von Leben Ihrer Helden?

– Ja, das kann wahrscheinlich nicht einfach so durchgehen, dieses Erfinden. Vielleicht fängt mein Leben an, meine Romane nachzuahmen. In ihnen steckt Leben, im Gegensatz zu meinem eigenen. Was ist überhaupt meine Lebensbilanz? Eine Liebesenttäuschung und sieben Romane, in welchen nichts davon steht. Ich habe auf zig Seiten von fremden Enttäuschungen geschrieben und von den eigenen habe ich nicht ein einziges Wort erwähnt. Vielleicht bestrafe ich deshalb meine Helden – weil sie ein Leben haben und ich nicht. Wenn Sie ein wenig darüber nachdenken, haben auch die irrelevantesten Nebenfiguren ein Recht auf Würde, ich aber Sorge immer dafür, dass sie ihnen weggenommen wird. Als würde ich sie bestrafen, indem ich ihnen das Glück wegnehme, das ich selbst nicht hatte. „Nein, nein – ihr werdet mir nicht glücklich“, so verhalte ich mich ihnen gegenüber. Ich glaube, deshalb lieben die Leute meine Bücher. Fremdes Leid tröstet sie, denn so kommt ihnen ihr eigenes geringer vor.

– Wenn Sie sagen, Sie hätten kein Leben, beziehen Sie sich darauf, das Sie alleine sind?

– Sehen Sie... Im Schlafzimmer habe ich ein großes Bett. Ein sogenanntes Ehebett. Die andere Hälfte des Bettes, jene, die für einen Mann vorgesehen ist, ist voll mit Büchern, Zetteln, Notizen, Stiften, angefangenen Manuskripten – sogar jetzt, seit ich nicht schreibe. Ich glaube nicht, dass mir ein Mann fehlt, und dennoch... Es fehlt mir ein Inhalt außerhalb meines Selbst. Vielleicht sollte ich mir ein kleineres Bett zulegen?



**MARINA VUJČIĆ**

## **Der Nachbar**

Sieben Uhr fünfzehn morgens, das ist unsere Zeit. Um sieben Uhr vierzehn schließe ich die Tür ab und steige vom vierten Stock die Treppen hinunter. Du sperrst deine Wohnung im zweiten Stock eine halbe Minute später zu. Im ersten Stock oder im Erdgeschoss holst du mich ein, um sieben Uhr fünfzehn. Manchmal sagst du zuerst *Guten Morgen*. So ist es mir lieber, aber von Zeit zu Zeit komme ich dir mit einem Gruß zuvor, damit du nicht denkst, dass ich unhöflich bin. Meistens hältst du mir die Eingangstür auf, aber manchmal ergreife ich die Türklinke zuerst und drehe mich ein wenig um, um mich zu vergewissern, dass du die Tür hinter mir erwischt hast, und dass sie dir nicht vor der Nase zufällt. Das wäre wirklich nicht schön. Aber das hier ist schön. Du und ich, morgens alleine im Treppenhaus. Vertraute Schritte. Eine Begegnung, die wir mehr als hundert Mal im letzten halben Jahr wiederholt haben, seitdem du hergezogen bist.

Für gewöhnlich bist du sehr pünktlich, aber einige Male passierte es, dass ich langsamer gehen musste, weil ich weder hörte, wie sich der Schlüssel in deinem Schloss drehte noch deine Schritte. Also ging ich in den dritten Stock zurück, in dem ich wartete, bis ich dich hörte und

beeilte ich mich dann, so als ob ich mich diesen Morgen selbst ein bisschen verspätet hätte. Ich weiß nicht, ob es dir aufgefallen ist, wie ungewöhnlich es ist, dass wir an den gleichen Tagen zu spät dran sind.

Wenn wir auf die Straße hinausgehen, gehst du nach rechts und ich nach links. Rechts ist der Parkplatz, links die Bushaltestelle. Während ich auf den Bus warte, schaue ich aus dem Augenwinkel, wie du in das Auto steigst und weg-fährst. Ich weiß nicht wohin, so wie auch du nicht weißt, wohin ich fahre. Wenn ich im Bus einen Sitzplatz ergattere, schließe ich manchmal die Augen und stelle mir vor, dass ich gerade auf dem Beifahrersitz deines Autos mitfahre. Es stört mich nicht, dass du schweigst. So schweigen vermutlich alle Paare, wenn sie morgens zur Arbeit fahren.

Obwohl wir immer zur gleichen Zeit weggehen, kehren wir zu verschiedenen Zeiten zurück. Besser gesagt, du kehrst immer zu verschiedenen Zeiten zurück. Es ist unmöglich, bei diesem Zeitplan durchzublicken. Manchmal verbringe ich neben dem Fenster viel mehr Zeit, als mir lieb ist, aber wenn ich dein Kommen verpasse, fühle ich mich den ganzen Nachmittag und Abend so, als ob mir etwas weggenommen wurde.

Deine Wohnung ist genau unter meiner, deshalb kann ich nicht durch deine Fenster sehen. Wenn es diese eine Wohnung zwischen uns nicht gäbe, könnte ich mich ein bisschen hinunterbeugen, um wenigstens zu erkennen, ob bei dir Licht brennt, aber so wäre das zu gefährlich.

Am besten ist es, wenn ich aus der Küche, die auf den Parkplatz schaut, sehe, wie dein Auto kommt. Dann habe ich dich zwei Mal im Blick. Einmal aus dem Küchenfenster, wenn du den Parkplatz überquerst und hinter der Ecke des Gebäudes verschwindest, und das zweite Mal aus dem

Wohnzimmerfenster, von wo aus ich sehe, wie du ins Haus gehst. Wenn ich im zweiten Stock wäre und du im vierten, hätte ich noch einen dritten Blick, jenen durch das Guckloch an der Tür. Das wäre mir nicht eingefallen, hätte ich nicht so viele Male daran gedacht, an deiner Tür vorbeigehend, wie du mich durch dein Guckloch beobachtest, während ich die Treppe hinauf oder hinunter gehe.

Wenn du über den Parkplatz gehst – manchmal mit irgendeiner Einkaufstüte, aber meistens mit leeren Händen – gehst du ziemlich langsam. So als ob du es nicht eilig in die leere Wohnung hast. So gehst du auch die Treppe hinauf. Das weiß ich, weil immer recht viel Zeit vergeht, bevor ich, mit dem Ohr an meiner Tür, das Auf Sperren deiner höre. Ich nehme an, dass in der Wohnung niemand auf dich wartet – in diesem halben Jahr hätte ich schon erfahren, wenn es nicht so wäre. Soweit ich mich erinnere, habe ich dich nur fünf oder sechs Mal mit jemandem gesehen, aber das war nie jemand, der deine Frau oder Freundin sein könnte.

Die einzige Frau, die meinen Aufzeichnungen zufolge in deine Wohnung gegangen ist, war eine ältere Dame, die dem Alter nach deine Mutter sein könnte. Soweit man es aus dem Fenster sehen konnte, hatte sie ähnliche Gesichtszüge wie du, und du hast sie auch am Arm genommen, so wie ein Mensch, der seine Mutter nicht oft sieht.

Manchmal denke ich, dass ich dir sagen sollte, wie dankbar ich dir bin. Denn, siehst du, ich habe meine Arbeit früher gehasst. Ich hasste das Arbeitsamt. Es war schrecklich, jeden Tag all diese Menschen zu sehen, die mit der Hoffnung kommen, dass sie Arbeit bekommen werden und dann enttäuscht weggehen, weil es nicht so war. Vielleicht haben sie auch aufgehört zu hoffen, ich weiß es nicht. Vielleicht kommen sie nur pro forma, wegen jemandem zu

Hause, dem sie versprochen haben, dass sie sich erkundigen werden.

Dank dir fing ich an zu hoffen. Nicht dass ich dir das wünsche, aber heutzutage verliert man seine Arbeit über Nacht. Früher schenkte ich den Menschen, die zu den Schaltern kamen, überhaupt keine Beachtung, aber jetzt ist es anders. Früher habe ich nicht gedacht, dass es wichtig sein könnte, eine der ersten zu sein, die Einblick in die freien Arbeitsstellen hat, aber jetzt scheint es mir, dass es überhaupt nicht schlecht ist, in solchen Zeiten an der Informationsquelle zu sitzen, wenn jeder, sogar du, auf dem Arbeitsamt landen kann.

Aber davon abgesehen haben schon morgens um sieben Uhr fünfzehn das Aufstehen und der Gang zur Arbeit einen Sinn, weil ich weiß, dass ich dich wenigstens einmal am Tag treffen werde.

\* \* \*

Kovač. Das steht an deiner Tür. Ich hoffe, dass das dein Nachname ist. Ich glaube nicht, dass du ein Untermieter bist, obwohl das nicht ausgeschlossen ist. Als du hergezogen bist, hast du Möbel hineingetragen, aber Leute vermieten auch leere Wohnungen.

Leider stehen unter unserer Adresse zwei Personen mit dem Namen Kovač im Telefonbuch. Dieser Nachname ist verbreitet und unser Gebäude ist groß. Zwölf Wohnungen in jedem Stockwerk. Achtundvierzig Wohnungen insgesamt, davon zwei mit dem Nachnamen Kovač. Ozren und Darko. Das habe ich im Internet herausgefunden, als Tereza gerade Pause gemacht hat. Ich wünschte, du wärst Ozren. Ozren und Katarina, ich finde, das klingt irgendwie schön. Gut... Darko ist auch nicht schlecht, aber Ozren ist für mich

irgendwie was Besonders. Wenn wir uns eines Tages kennenlernen – und das kann schon morgen um sieben Uhr fünfzehn sein – und wenn du zu mir sagst *Freut mich, Ozren*, weiß ich nicht, wie ich diesen *Ich wusste es!* Ausdruck auf meinem Gesicht verbergen soll. Ich werde das schon irgendwie hinbekommen. Vielleicht werde ich nur anmerken, wie schön dieser Name ist, als ob ich ihn noch niemals zuvor gehört hätte.

Jetzt ist es ein guter Zeitpunkt, dir zu sagen, dass ich so etwas wie einen kleinen Namensfetisch entwickelt habe. Nur damit du es weißt. Ich meine nicht Fetisch im wahrsten Sinne des Wortes, sondern eher einfach so, harmlos. Wenn ein Mann einen hässlichen Namen hat, ist das für mich kein gutes Zeichen. Zum Beispiel, mein Ex-Freund. Zvonko. Ich hätte gleich wissen müssen, dass da etwas nicht stimmt. Wenn einer Zvonko heißt, kannst du auf diesen Menschen einfach nicht zählen. Zvonimir – das schon eher, aber Zvonko ist wirklich ein Name, der einen Menschen unseriös wirken lässt, auch wenn er der ernsthafteste auf der Welt ist.

Dir würde mein Name wahrscheinlich gefallen. Ich mag ihn wirklich. Er klingt so... ein wenig königlich. Nobel. Das ist ein Name, der dich wenigstens ein bisschen interessant werden lässt, auch wenn du die gewöhnlichste Person auf der Welt bist. Zumindest kommt es mir so vor. Ich würde nicht wollen, dass du ihn abkürzt. Wenn mich meine Arbeitskollegen mit *Kata* ansprechen, flippe ich wirklich aus. Ich habe ihnen schon eine Million Mal gesagt, dass sie mich nicht so nennen sollen, aber es bringt nichts. Als ob sie mein *Katarina* stört. Als ob sie das absichtlich machen. Besonders Franjo. Na siehst du – Franjo! Allein der Name sagt mehr als tausend Worte, ich muss dir nichts weiter erklären.

Heute zum Beispiel, da machte er eine halbe Stunde länger Pause. Einfach so. Es scherte ihn nicht, dass Tereza und ich in dieser Zeit auch seinen Parteienverkehr übernehmen und den Leuten vor seinem Schalter erklären mussten, dass wir nur eine Eintragung ins Arbeitslosenregister durchführen und nicht über eine Anstellung entscheiden. Das war ihm völlig egal. Weder Menschen ohne Arbeit noch, dass es uns unangenehm war.

Ich möchte nicht mehr über Franjo reden. Ich rege mich unnötig auf, und warum? Es gibt so viele schöne Sachen, an die ich denken kann. Gerade heute war ein guter Tag. Kaum stellte ich das Wasser für die Suppe auf, schaute durch das Fenster, passte auf, dass du mir nicht entwischt, schon sah ich dein Auto, wie es auf den Parkplatz fuhr. Das heißt, ich musste nach dem Mittagessen überhaupt nicht am Fenster Wache schieben. Als du den Kofferraum öffnestest, dachte ich, du hättest heute vielleicht Gäste. Drei Einkaufstüten und die waren übervoll. Wenn du überhaupt Einkaufstüten hast, ist es gewöhnlich nur eine, höchstens zwei. Den Kofferraum öffnest du nur sehr selten. Natürlich hätte das nichts bedeuten müssen. Vielleicht hast du nur einen etwas größeren Einkauf als sonst erledigt. Ich frage mich ohnehin oft, was du überhaupt zu Hause isst, bei so wenigen Sachen, die du heimbringst. Na gut, vielleicht gehst du nochmal am späten Nachmittag aus oder am Abend, nur, dass ich das nicht bemerke. Es gibt immer mehr Geschäfte, die länger geöffnet haben, und ich kann auch nicht dauernd am Fenster Wache schieben.

Ich muss zugeben, ich war doch etwas erleichtert, als keine Gäste kamen. Ich weiß nicht, ob du es bemerkt hast, aber die Isolierung im Gebäude ist so schlecht, dass man es durch die Lüftung jedes Mal hört, wenn jemand unten



an der Eingangstür läutet. Vielleicht nicht, wenn man das Radio aufdreht oder den Fernseher lauter stellt, aber wenn es in deiner Wohnung leise ist und man seine Ohren gut spitzt, hört man alles. Von den Personen, die läuteten, kam niemand zu dir. Ich ging hinaus, um die Blumen vor der Tür zu gießen, deswegen weiß ich es. Es freute mich zu sehen, dass du dir den Kühlschrank aufgefüllt hast, jetzt muss ich mir wenigstens einige Tage keine Sorgen machen, was du zu Abend essen wirst.

Du hast keine Ahnung, wie glücklich ich bin, dass wir die gleiche Wohnung haben. Ich meine, dem Grundriss nach. Natürlich, ich weiß nicht, wie deine eingerichtet ist, aber ich kenne die Anordnung der Zimmer. Wenn ich zum Beispiel auf dem Sofa sitze und fernsehe, denke ich immer daran, dass wahrscheinlich auch dein Sofa an dem gleichen Platz steht. In so einem Wohnzimmer gibt es nicht viele andere Möglichkeiten. In einer Wand ist ein großes Fenster, in der anderen die Tür, die auf den Flur führt, und in der dritten ist die Küchentür. Es bleibt also nur eine Wand für das Sofa und so sitzen wir wahrscheinlich auf dem gleichen Platz, vielleicht auch zur gleichen Zeit. Manchmal nenne ich das zum Spaß unsere Senkrechte. Eigentlich haben wir ziemlich viele. Die Badewanne, zum Beispiel. Die Badewanne steht bei uns sicher am gleichen Platz. Auch die Kloschüssel und das Waschbecken. Gut, reden wir nicht über die Kloschüssel, aber wenn wir morgens zur gleichen Zeit die Wohnung verlassen, putzen wir uns wahrscheinlich auch zur gleichen Zeit die Zähne und so sind wir wieder gemeinsam auf der gleichen Stelle. Auch unser Bett muss an dem gleichen Platz sein, weil das Schlafzimmer wirklich klein ist.

Du würdest jetzt bestimmt denken, ich übertreibe, aber so sind nun mal wir Frauen. Gewöhn dich daran. Wir ver-

wandeln alles Mögliche in etwas Romantisches. Auch die gewöhnlichste Badewanne und ganz besonders das Bett.

\* \* \*

Ich bin nicht ungeduldig. Gut, in Wahrheit denke ich manchmal, dass es schade ist, dass du alleine unten bist und ich hier. Dass wir so senkrecht sind und nicht waagrecht. Es ist ja nicht so, dass wir es nicht schöner haben könnten. Wir könnten zusammen zu Abend essen, einen Film sehen, einander den Rücken waschen. Na gut, das mit dem Rücken ist mehr ein netter Einfall von mir – du musst dir keine Sorgen machen. Aber ein Abendessen würde ich wirklich gerne für dich kochen. Nur damit du das weißt.

Wenn ich koche, fantasiiere ich eben manchmal, dass ich das für zwei mache. Ich meine, ich gebe mir ein bisschen mehr Mühe, so als ob ich für Gäste kochen würde. Samstags, wenn ich auf den Markt gehe, überlege ich mir manchmal, was dir schmecken könnte und dann suche ich die Lebensmittel so aus, als ob du zum Mittagessen kommen würdest. Heute habe ich zum Beispiel Kalbfleisch gekauft. Das kaufe ich selten, aber im Feiertagskatalog, der mir in den Briefkasten gelegt wurde, fand ich ein ausgezeichnetes Rezept. Sicher hast du ihn auch bekommen, diesen Katalog, und das Gericht ist dir vielleicht ins Auge gefallen.

Wenn ich vom Markt zurückkomme, denke ich manchmal, wie gut es wäre, dich zu treffen. Ich glaube nicht, dass du mich all diese Einkaufsstützen alleine hinauftragen lassen würdest. Früher bedauerte ich es, dass wir keinen Lift haben, nun ist es mir lieber so. Diese zwei Stockwerke im Treppenhaus sind immer irgendwie eine Gelegenheit.

Also... Kalbfleisch. Bis dahin habe ich es noch nie auf diese Weise zubereitet, aber ich fühlte mich eben irgendwie

inspiriert. Es ist viel einfacher, als es scheint. Auf ein Kalbschnitzel gibst du eine Schicht Spinat, rollst es zusammen, befestigst es mit einem Faden und bäckst es dann mit Folie zugedeckt ungefähr eine Stunde. Wenn dann später diese Rouladen in Scheiben geschnitten werden, schauen sie fantastisch aus. Dazu servierte ich Kartoffelpüree, genauso wie auf dem Foto beim Rezept – zwei Inselchen, die ich mit der Backform für Krapfen machte. Ich hatte wirklich Lust, bei dir zu läuten und zu sagen *Nachbar, kommen Sie zum Essen, ich habe etwas gekocht, das man teilen muss*, so gut hat es ausgesehen. Aber das tat ich natürlich nicht. Es hat Zeit. Ich kann das immer nachkochen, jetzt da ich das Rezept schon ausprobiert habe.

Siehst du, auch dafür kann ich dir dankbar sein. Mit siebenunddreißig entdecke ich den Reiz echter Kochkunst. Weil, weißt du, ich bin mit „Dicken Suppen“ aufgewachsen. Jetzt würde mich Tereza bestimmt verbessern und sagen *Das heißt mit Eintöpfen und nicht mit „Dicken Suppen“*. Sie liebt es, sich korrekt auszudrücken. Ich verstehe das. Im zweiten Jahr ihres Literaturstudiums wurde sie schwanger und kehrte nie wieder an die Uni zurück. Sie ist für uns im Arbeitsamt wie eine Lektorin. Ich meine nicht amtlich, sondern nur dann, wenn wir etwas Falsches sagen. Sie kann mit einem Abschluss der Mittelschule keine Lektorin sein. Zu mir sagt sie manchmal, ich sei ihre beste Schülerin, ich hätte viele Fortschritte gemacht, seitdem ich auf sie höre. Ich weiß nicht, ob das die Wahrheit ist, aber ich weiß, dass ich einigermaßen auf meine Ausdrucksweise achte, seitdem sie mich auf einige Fehler aufmerksam gemacht hatte.

Mama hat immer „Dicke Suppen“ gekocht. Na gut... Eintöpfe. Eintöpfe mit grünen Bohnen, Eintöpfe mit Kohl,

Eintöpfe mit Wirsing, Eintöpfe mit Lauch, sogar Eintöpfe mit Gurken. Und Bohnen. Natürlich. Mir hat sie das auch beigebracht. Wenn sie mir etwas beigebracht hat, dann das. Aber sprechen wir nicht mehr von ihr. Ich wollte es nur sagen – wenn du Eintöpfe magst, kein Problem.

Du isst wahrscheinlich in der Arbeit. Darauf bin ich wegen der fehlenden Einkaufsstäten gekommen, ohne die du an Werktagen meist nach Hause kommst, und auch deswegen, weil du immer erst zurückkommst, nachdem die Arbeitszeit schon lange vorbei ist. Dann ist es schon zu spät für ein Mittagessen. Wer weiß, vielleicht musst du auch Überstunden machen. Oft wirkst du müde, wenn du nach Hause kommst. Morgens nicht. Morgens, wenn wir uns im Treppenhaus begegnen, bist du immer frisch und siehst ausgeruht aus.

Du könntest Architekt sein. Obwohl... Architekten leben wahrscheinlich in besseren Gegenden. Ich sage nicht, dass unser Stadtteil schlecht ist, aber es ist doch irgendwie ein Randbezirk. Du bist wahrscheinlich doch kein Architekt, aber du könntest ein Projektant sein. Ich weiß nicht warum, aber immer, wenn ich mir dich in der Arbeit vorstelle, sehe ich dieses Bild vor mir – wie du etwas hinter einem großen Tisch zeichnest. Kennst du diese etwas schiefen Tische, an denen hohe Lampen befestigt sind? Genau diese. Das passt irgendwie zu dir. Ich sage nicht, dass ich recht habe. Du könntest alles Mögliche sein, obwohl ich sicher bin, dass du zum Beispiel kein Automechaniker oder Bauarbeiter bist. Du hast Hände, die keine schwere oder schmutzige Arbeit leisten. Schöne, gepflegte Hände. Man könnte meinen, dass du Musiker bist, aber den Gedanken habe ich schon verworfen, weil ich dich noch nie mit einem Instrument gesehen

habe und ich hätte auch schon irgendein Musizieren in diesem Durchzug unserer Lüftung gehört.

Wie dem auch sei... Ich weiß nicht, was du bist, aber ich weiß vieles, das du nicht bist. Ich habe schon eine ganze Liste. Eine Liste im Kopf, damit du nicht glaubst, dass ich alles aufschreibe. Du bist kein Architekt, du bist kein Musiker, du bist weder Automechaniker, noch Bauarbeiter. Bestimmt bist du auch kein Arzt, du hättest Bereitschaft und Nachtdienste. Du bist auch kein Anwalt, auch davon bin ich überzeugt. Ich habe dich niemals im Anzug gesehen, aber du müsstest ihn zumindest vor Gericht tragen. Du bist auch kein Lehrer, die haben kürzere Arbeitszeiten. Aufgrund deiner Arbeitszeit weiß ich auch, dass du kein Kellner, Straßenbahnschaffner, Verkäufer, Portier, geschweige denn Künstler bist. Maler, Bildhauer, Schauspieler, Schriftsteller – die gehen nicht um sieben Uhr fünfzehn aus dem Haus und ich hätte dich wahrscheinlich auch schon irgendwo in der Zeitung oder im Fernsehen gesehen. Siehst du, wie viel man mit dem Eliminationsverfahren herausfinden kann.

Vielleicht bist du Angestellter in irgendeiner staatlichen Firma, so wie ich. Vielleicht in irgendeinem anderen Amt. Im Amt für Statistik, zum Beispiel. Obwohl... es ist mir wirklich egal. Jede Arbeit ist gut. Ich mache mir nichts aus diesen Sachen – Diplom und andere Förmlichkeiten. Eine Arbeit hast du und das ist heutzutage das Wichtigste. Auch wenn du keine hättest, wir würden zurechtkommen. Wenn es um eine Anstellung geht, ich sitze an der Informationsquelle. Nur damit du das weißt.



\* \* \*

Ich habe keine Ahnung, wie spät nachts du nach Hause gekommen bist, aber ich weiß, dass du, wenn auch nur kurz, zu Hause geschlafen hast. Das Auto stand heute Morgen an seinem Platz. Ich habe Glück, dass du so ein Auto hast, das ich gleich erkennen kann. Ich kenne mich mit Autos gar nicht aus, aber einen goldenen Twingo würde ich aus kilometerweiter Entfernung erkennen. Auf dem Parkplatz gibt es sonst nur noch ein zweites goldenes Auto, dieses ist aber viel größer, also kann ich sie nicht verwechseln.

Ich habe kurz auf dem Treppenabsatz zwischen dem zweiten und dritten Stock gewartet, bis ich den Schlüssel in deinem Schloss hörte. Dann bin ich vom zweiten Stock bis zum Erdgeschoss hinter dir hergegangen. Zwei Stockwerke mit dir, nachdem du mir *Guten Morgen* gewünscht hast. Das sollte ich öfters auf diese Weise einfädeln.

Danach glaubte ich sofort, dass das mit uns beiden ein gutes Ende nehmen würde.

Mir ist es lieber, wenn ich hinter dir gehe, es wäre mir ein wenig unangenehm, wenn du zwei ganze Stockwerke lang den Blick auf mich hättest. Ich bin mir nicht sicher, ob dir mein Mantel gefällt. Vielleicht sollte ich mir einen neuen kaufen. Dieser ist ein wenig aus der Mode gekommen. Ich glaube, ich brauche eine fröhlichere Farbe. Vielleicht rot. Eine Frau in rot ist schwer zu übersehen. Ja, ich werde mir einen roten Mantel kaufen. Mit dem Jetzigen würde ich eigentlich noch einige Winter auskommen, aber man lebt ja nur einmal. Ich habe eine Kreditkarte, ich werde ihn in Raten abbezahlen. Ich bin keinem Rechenschaft schuldig.

Du bist immer gut angezogen. Diese graue Daunenjacke und die Jeans stehen dir sehr gut. Jeans trägst du immer,

mir gefallen sie. Ich würde sie auch gerne tragen, aber die, die ich besitze, sind mir zu eng geworden. Zvonko ist auch zu einem Großteil daran schuld, dass ich sie nicht mehr so oft trage wie früher. Er hat mir ständig gesagt, dass eine Frau in Jeans das gleiche ist wie ein Mann im Rock. *Eine Frau muss wie eine Frau aussehen* hat er ständig wiederholt und ich bin eine Frau, die es ihrem Mann gerne recht macht. Dumme Gans. Versteh mich bitte nicht falsch. Ich glaube nicht, dass ich eine dumme Gans bin, weil ich es einem Mann recht machen wollte, sondern weil ich es ihm recht machen wollte. Nur damit du das weißt. Er hat es nicht verdient.

Zu Beginn sah es nicht so aus, deshalb habe ich mich falsch verhalten. Anfangs hat er den Gentleman gespielt, mir sogar Blumen gekauft. Wobei, seien wir ehrlich, nicht wirklich Blumen, sondern Kakteen. Na gut, ich muss zugeben, ich habe so getan, als würden sie mir gefallen, obwohl ich Kakteen eigentlich hasse. Pflanzen, an denen du dich nur stechen kannst, sind mir nicht die Liebsten, aber er mag Kakteen aus einem unerklärlichen Grund und glaubte deshalb, dass auch die Anderen sie mögen müssten. Es war schön, ein Geschenk zu bekommen, egal was für eines, also habe ich mich nicht beklagt. Während dieser Zeit überraschte er mich sogar noch manchmal. So hat er mich zum Beispiel ins Kino oder in Restaurants ausgeführt. Damals war ich dreißig und dachte *Hier ist der Mann, mit dem ich alt werden kann*. Pustekuchen.

Verzeih mir, ich weiß, es ist nicht schön, über seinen Ex zu sprechen und dann auch noch schlecht, aber es wäre schwer nach allem, etwas Schönes über Zvonko zu sagen.

Deine Ex-Freundinnen reden sicher schön über dich. Du bist einfach so, ich spüre das. Ein herzensguter Mensch.



Mein Typ Mann. Du hast weiche und sanfte Gesichtszüge und ein friedfertiges Auftreten. In dir ist kein Fünkchen Grobheit. Siehst du, heute als du von der Arbeit nach Hause gekommen bist, und du bist viel früher nach Hause gekommen als sonst, kurz nach mir, habe ich gesehen, wie du stehen geblieben bist und der durchfrorenen Katze nachgeschaut hast, die von einer Mülltonne gesprungen und über die Straße gelaufen ist. Grobiane machen so etwas nicht. Sie interessieren sich kein bisschen für streunende Katzen. Ich kann mich nicht erinnern, dass Zvonko jemals irgendeiner Katze Beachtung geschenkt hat. Ihm gefielen Pitbulls, diese hässlichen Hunde, bei denen man nie genau wissen kann, ob sie dich nicht aus heiterem Himmel zerreißen.

Lass uns auf die Jeans zurückkommen. Vielleicht sollte ich sie eine Nummer größer kaufen. Obwohl, um ehrlich zu sein, ich sollte abnehmen. Ich weiß, ich weiß, ich habe so an die zehn Kilo zu viel auf den Hüften, vielleicht auch ein wenig mehr, aber ich werde das schon hinkriegen. Auch hier spielte Zvonko eine Rolle. *Bei Frauen muss man etwas zum Anfassen haben*, hat er immer zu mir gesagt, wenn er mich wissen lassen wollte, dass es mir an Kurven fehlte. Zu Beginn unserer Beziehung war ich ziemlich schlank. Ich verstehe das nicht. Zuerst fand er mich schön und später hatte er ständig etwas auszusetzen. Hatte ich längeres Haar, gefielen ihm kurze Haare, ließ ich sie mir schneiden, sagte er mir, dass mir die Längeren besser standen. Genau so war es auch, als ich an Gewicht zulegte, obwohl er gemeckert hatte, als ich schlank war. Ich weiß, ich hätte schon in den letzten zwei Jahren abnehmen können – stattdessen habe ich jedoch zugelegt. Ich war einfach nicht motiviert, ich habe mich irgendwie gehen lassen. Aber ich kriege das schon hin, keine Sorge. Elvira hat mir geraten, Kohlen-

hydrate und Proteine nicht zu mischen, sie hat auf diese Weise problemlos zehn Kilo abgenommen. Man muss nur darauf achten, Fleisch, Fisch und Eier nicht mit Brot, Reis, Kartoffeln und Nudeln, sondern mit Gemüse zu essen. Es scheint gar nicht so schwer, ich muss nur einen Plan erstellen und anfangen.

Du brauchst das nicht. Du bist so... schlank. Wundert mich auch nicht, wo du so wenig isst. Wahrscheinlich ist die Mahlzeit, die du in der Arbeit isst, auch die Einzige. Na gut, vielleicht isst du am Abend zu Hause irgendeinen Aufstrich, Würstchen oder so was Ähnliches. Wahrscheinlich isst du nicht auf der Couch, wie ich, während ich eine Serie sehe. Das ist wirklich eine schreckliche Angewohnheit, aber wenn man alleine lebt, macht man sich über solche Dinge keine Gedanken mehr.

Es wäre so schön, wenn wir zusammen spazieren gehen könnten, auch das ist gut für die Figur. Ich glaube, uns beiden täte körperliche Aktivität gut. Vieles würde uns guttun, aber man kann nicht alles haben, was man sich wünscht. Ich habe mich daran gewöhnt. Ich habe mich auch an dich gewöhnt, aber das gefällt mir irgendwie sehr.

\* \* \*

Endlich bin ich auch mal nach dir von der Arbeit nach Hause kommen. Es kommt wirklich selten vor, dass der goldene Twingo schon dort steht, wenn ich zurückkomme. Heute war es nicht nur der goldene Twingo, sondern auch die Wäsche draußen auf der Wäscheleine. Wenn ich weiß, dass du zu Hause bist, ist es mir unangenehm dein Fenster anzusehen, während ich auf das Haus zugehe. Ich habe Angst, dass du dort sein wirst und bemerkst, wie ich hinschaue. Oder ich habe vielmehr Angst, dass du nicht dort

sein wirst, weil ich insgeheim hoffe, dass du es bist. Deshalb habe ich in dem Augenblick die Wäsche auf deiner Wäscheleine nicht genau studiert, sondern erst später, von meinem Fenster aus.

Ich kam wegen des Mantels zu spät. Ich weiß nicht, weshalb es unbedingt ein roter sein muss, aber einen roten Mantel, der mir noch dazu gut steht, findet man nicht so leicht. Ich habe einige anprobiert, aber kein einziger hat so richtig gepasst. Entweder war er an der Hüfte zu eng, zu kurz für meine starken Knie oder die Farbe war zu grell. Ich weiß nicht, vielleicht liegt es an der Frisur, an der Haarfarbe. Gebleichtes blond passt nicht ganz zu roten Mänteln, vielleicht sollte ich die Haare etwas dunkler färben.

Dieses Bummeln durch die Geschäfte hat mich erschöpft, außerdem hatte ich Hunger, also bin ich zu dem Schluss gekommen, dass ich das nicht unbedingt heute erledigen müsste. Elvira hat Geschmack, am Montag werde ich sie bitten, mir bei dabei zu helfen. Nicht nur wegen des Stils, sondern auch, weil sie meine Lage kennt. Ich meine die finanzielle, nicht die Situation mit dir. Von dir habe ich noch niemandem erzählt. Nur damit du es weißt.

Würde mir Zvonko die Schulden zurückzahlen, könnte ich mir diesen Mantel und viele andere Dinge problemlos kaufen. Ja genau, das habe ich noch gar nicht erwähnt und ich habe es nicht erwähnt, weil es mir unangenehm ist, dass ich so dumm gewesen war. Als wir zusammenlebten, hat er Geld gebraucht, um es in sein Geschäft zu investieren. Zvonko verdient sein Geld mit Spielautomaten. Kennst du diese Automaten in den Lokalen, in die die Menschen ihre Münzen einwerfen, um zu spielen? Genau, die. Er hat geglaubt, er müsse expandieren, noch ein paar Automaten kaufen, hatte aber kein Geld dafür. Ich hatte es. Ich weiß, ich

weiß, ich war dumm, dass ich ihm überhaupt von meinen Ersparnissen erzählt habe, aber es schien mir nicht richtig, solche Dinge von dem Mann, mit dem ich zusammenlebte und den ich, quasi, heiraten sollte, zu verheimlichen. Er wusste von meinem Sparkonto. Als ich ihm diese zehntausend Euro gab, kam es mir wie eine Investition in eine gemeinsame Zukunft vor, obwohl er behauptete, dass er es mir zurückzahlen würde, sobald die Automaten Geld einbringen würden. In Raten, immer wenn er etwas verdient. Von wegen.

Ich rede lieber nicht davon, es regt mich sofort auf. Was glaubst du, weshalb ich noch immer diesen alten Mantel habe? Er ist schon bestimmt zehn Jahre alt. Ich habe schon seit meinem ersten Lohn gespart und auf alles verzichtet, was man nicht unbedingt braucht. Hätte ich bloß diese zehntausend für Kleidung, Schuhe und Taschen ausgegeben! Dann müsste ich mir jetzt keine Gedanken darüber machen, wie ich aussehe, wenn du und ich uns im Treppenhaus treffen.

Weißt du, als ich heute vom Erdgeschoss in den ersten Stock hinaufgestiegen bin, hat mein Herz wie verrückt geklopft. Ich weiß nicht, weshalb ich dachte, du würdest mich auf deinem Stockwerk, an deiner offenen Eingangstür erwarten. Ich bin so dumm, aber es lag wahrscheinlich daran, dass ich wusste, du bist zu Hause. Für gewöhnlich bist du das ja nicht, wenn ich heimkomme. Es war still bei dir, als ich vorbeiging. Anscheinend hörst du auch keine Musik oder wenigstens nicht so laut wie manche von unseren Nachbarn. Vielleicht hast du ferngesehen. Manchmal stelle ich mir zum Spaß vor, welchen Sender du gerade siehst, dann denke ich, vielleicht sehen wir ja das selbe Programm. Na gut, du siehst dir sicher nicht die Serie um

acht an, aber einige Sendungen haben wir bestimmt schon zusammen gesehen. Ich sehe mir zum Beispiel keine Fußballspiele an, ich habe aber nichts gegen Fußball, nur damit du es weißt. Das ist so ein Männerding, ich respektiere und verstehe das auch. „Die Tagesschau“ sehe ich mir ab und zu an, auch wenn mir all das auf die Nerven geht. Lauter schlechte Nachrichten und Unglücksfälle, aber man muss ja zumindest ein wenig informiert sein.

Wenn ich mir die Nachrichten ansehe, denke ich immer, dass du bestimmt auch gerade auf deiner Couch sitzt, genau zwei Stockwerke unter mir. Jetzt während der Wahlen habe ich mich gefragt, ob du wählen gegangen bist und wen du gewählt hast. An jenem Sonntag stand dein Auto den ganzen Tag am Parkplatz, das Wahllokal ist aber nicht weit entfernt, du hättest ja auch zu Fuß gehen können. Ich bin nicht hingegangen. Ich hatte keine Lust und irgendwie hatte ich auch das Gefühl, es sei falsch, überhaupt jemandem meine Stimme zu geben. Um ehrlich zu sein, gehen sie mir auf die Nerven, die Rechten und die Linken und all die anderen, die ständig etwas versprechen, was sie nicht einhalten. Wegen ihnen lohnt es sich sonntags nicht aus dem Haus zu gehen, vor allem nicht, wenn dein Auto am Parkplatz steht.

Mir ist es wirklich nicht wichtig, wen du gewählt hast. Es ist mir egal. Selbst wenn ich mir darüber Gedanken gemacht hatte, dann nur, weil mir eingefallen war, dass dich, wenn du ein „stolzer Kroat“ bist, mein Nachname stören könnte. Siehst du, was für ein Pechvogel ich bin – das einzige, das ich je von meinem Vater bekommen habe, ist dieser serbische Nachname. Die Tatsache, dass meine Mutter Kroatin ist und ich mich als Kroatin sehe, tut nichts zur Sache. Serbien habe ich nur im Fernsehen gesehen. Nur

dass du es weißt. Aber eigentlich glaube ich nicht, dass du nationalistisch eingestellt bist. Du bist einfach nicht der Typ für so etwas. Ich spüre solche Sachen. Solche Menschen erkenne ich schon aus kilometerweiter Entfernung.

Morgen werden wir ausschlafen. Vielleicht werde ich auf den Markt gehen, so wie ich es samstags für gewöhnlich tue, auch wenn ich eigentlich nichts brauche. Ich habe einen Weißkohl im Kühlschrank, aber es wäre gut, ein neues Rezept auszuprobieren. Man kann nie wissen, wann man es brauchen wird. Tereza hat mir zum Beispiel von dem Schnitzelrezept aus Lika vorgeschwärmt. Das sind Jungrindschnitzel, die zuerst paniert, gebacken und dann mit Lorbeeren und Weißwein gekocht werden. Dazu gibt es Kartoffeln. Tereza hat mir alles erklärt und ich habe daran gedacht, dass dir dieses Gericht bestimmt schmecken würde. Sie meint, das Fleisch wird so weich, dass es im Mund zergeht.

Das wäre ein ausgezeichnetes Samstagsmittagessen für zwei.

\* \* \*

Heute Morgen bin ich wirklich erschrocken. Ich habe einen LKW vor dem Wohnhaus gehört und im Halbschlaf gedacht, dass es die Müllabfuhr sei. Dann fiel mir aber ein, dass Samstag war und der Müll samstags nicht abgeholt wird. Als ich aus dem Fenster sah, erkannte ich einen Umzugstransporter. Nicht irgendeinen, sondern *Umzüge Gluhak*. Ja, genau der, mit dem du hierhergezogen bist. Natürlich behaupte ich nicht, dass es genau der gleiche Lastwagen war, aber die Firma habe ich mir gemerkt.

Ozren, mich hatte fast der Schlag getroffen. Ich habe geglaubt, dass du einfach so, mir unter der Nase, wegziehst.

Das musste ich auf der Stelle irgendwie überprüfen, also habe ich den Müll rausgetragen. Vom Fenster aus konnte ich nur die Arbeiter erkennen, die die Möbel hinaustrugen, nicht aber den Besitzer dieser Möbel. Meine Knie zitterten, als ich die Treppe hinunterstieg und ich betete, dass es nicht deine Wohnung war, aus der die Möbel abtransportiert wurden. Mir fiel erst im ersten Stock der Stein vom Herzen, als ich feststellte, dass die Familie mit den drei Kindern auszieht.

Trotzdem konnte ich mich noch lange danach nicht beruhigen. Ich begriff, dass das wirklich passieren könnte. Dass du eines Tages die Adresse wechseln könntest und ich sie nie erfahren würde. Es würde mir wirklich schwerfallen, dich für immer aus den Augen zu verlieren.

Um mich von diesen beunruhigenden Gedanken zu befreien, ging ich auf den Markt. Ich wollte heute wirklich dieses Schnitzelrezept ausprobieren. Ich habe dich weder getroffen, noch am Fenster gesehen, aber weil dein Auto unten stand, wusste ich, dass du zu Hause warst. Bestimmt hast du beschlossen, am Samstagmorgen auszuschlafen oder es dir zumindest vor dem Fernseher gemütlich zu machen.

Als ich von dem Markt zurückging, schwor ich mir etwas zu unternehmen. Ich meine, in Bezug auf dich. Entweder werde ich dich eines Morgens im Treppenhaus ansprechen oder dir einen Brief schreiben. Ich würde mich grün und blau ärgern, wenn du wegziehen würdest und ich hätte dich einfach so ziehen lassen. Das würde ich mir nie verzeihen. Wie ich mich unserem Wohnhaus näherte, verließ mich der Mut. Ich kann so etwas wirklich nicht, ich war schon immer schüchtern. Du wirst diesen ersten Schritt machen müssen, lass dir was einfallen.

Stell dir vor, am Boden vor dem Hauseingang lag jemandes Socke. Ich sage zwar *jemandes*, aber irgendwie wusste ich gleich, dass es deine war. Schnell habe ich mich gebückt und sie in meiner Manteltasche verschwinden lassen. Von unten habe ich mich nicht getraut nach oben zu schauen, um zu überprüfen, ob auf deiner Wäscheleine eine Socke fehlt, das habe ich aber später gemacht, vom Fenster aus.

Noch während ich die Wohnung betrat, klingelte das Telefon. Es hörte auf, bevor ich rangehen konnte und ich dachte, ich weiß nicht weshalb, dass es womöglich du gewesen warst. Das dachte ich aber nicht sehr lange, weil mir eingefallen ist, dass ich einen Aufkleber mit meinem Namen über den Namen meines Vermieters geklebt hatte und dass im Telefonbuch keine Katarina Bauković unter dieser Adresse steht. Du kannst meine Nummer gar nicht wissen. An das habe ich überhaupt nicht gedacht, als ich den Namen meines Vermieters überklebte.

Aber zurück zur Socke. Ein Blick von oben auf deine Wäscheleine hat gereicht, um zu begreifen, dass die Socke, die ich da unten gefunden hatte, tatsächlich dir gehörte. Die Zweite hing mit einer roten Wäscheklammer befestigt an der Wäscheleine. Neben ihr hing eine einsame Wäscheklammer, auch rot, ohne Socke. Vielleicht wirst du das merkwürdig finden, aber für mich war das eine Art Zeichen. Auf einmal besitze ich unerwarteterweise deine Socke. Eine weiche dunkelgraue Wintersocke, die bis gestern deinen linken Fuß gewärmt hat. Ich weiß nicht, was ich mit ihr machen werde, aber es ist schön, sie zu haben. Zuerst werde ich sie ganz sicher einmal waschen, schließlich hat sie eine Zeit lang im Schmutz vor dem Eingang gelegen.

Zehn Minuten nachdem ich die Wohnung betreten hatte, klingelte das Telefon erneut. Es war meine Mama.



Natürlich, wer auch sonst. Als ich bei ihr wohnte, fragte sie überhaupt nicht nach, was in meinem Leben vor sich ging, doch jetzt habe ich ständig das Gefühl, dass sie mich kontrolliert. Um ehrlich zu sein, es gab wirklich nichts zum Nachfragen, da ich die meiste Zeit zu Hause verbrachte. Nachdem ich von Zvonko ausgezogen war, hatte ich auf gar nichts Lust, also kam ich nach der Arbeit nach Hause und verzog mich in mein Zimmer. Manchmal sah ich mit ihr im Wohnzimmer fern, aber für gewöhnlich schwiegen wir uns an. Ab und zu sagte sie etwas, aber das hatte meistens mit dem, was wir morgen essen oder mit Kristina zu tun. Ständig rieb sie mir Kristina unter die Nase. *Kristina ist schwanger und kriegt einen Jungen. Kristina wurde befördert. Kristinas Davor ist so ein wunderbarer Mensch.* Solche Dinge. Als mich Zvonko verließ, meinte sie nur *Hab ich's dir nicht gesagt.* Ja, sie hat es mir gesagt, das ist wahr. Als ob sie das Recht besäße, jemandem etwas zu sagen. Ihr Mann ließ sie mit ihrer zweijährigen Tochter und einer weiteren im Bauch sitzen. Sie hat nicht wirklich die beste Wahl getroffen.

Als sie heute anrief, log ich ihr vor, dass ich mit Elvira in der Stadt gewesen war. Wieso müsste sie wissen, dass ich auf dem Markt gewesen war, weil ich dieses Schnitzelrezept aus Lika ausprobieren möchte? Ich muss dir gleich sagen, dass ich sie oft anlüge. Ich neige wirklich nicht dazu, zu lügen, aber ich möchte ihr keinen Stoff zum Nörgeln liefern, damit sie mir dann Standpauken darüber halten kann, wie ich mein Leben zu leben habe. So lebt sie in dem Glauben, dass ich viele Freundinnen habe und dass ich ständig ausgehe. Oft gehe ich erst gar nicht ans Telefon, wenn sie anruft, weil ich „nicht zu Hause bin“. Wenn sie mich am Handy anruft, stelle ich mich manchmal ans Fenster, damit man den Lärm von der Straße hört, dann sage ich ihr, dass ich irgendwo

unterwegs sei und jetzt nicht telefonieren könnte. Das ist besser, als gar nicht ranzugehen, denn sie würde hartnäckig anrufen, bis ich abhebe. Das sind nur kleine Tricks, nichts weiter. Ich hoffe, das stört dich nicht.

Am Nachmittag habe ich deine Socke gewaschen, nur damit du das weißt. Da liegt sie, trocknet gerade auf dem Heizkörper. Vielleicht ist diese Socke vom Himmel gefallen, um mir das Gespräch mit dir zu erleichtern. Ich sollte sie am Montagmorgen mitnehmen und dich dann fragen *Herr Nachbar, ist das vielleicht Ihre Socke? Mir kommt es vor, Ihnen würde auf der Wäscheleine eine fehlen*. Ich weiß nicht, vielleicht wäre das dann doch zu viel des Guten. Du könntest noch glauben, dass ich eine Verrückte bin, die die Verhältnisse auf deiner Wäscheleine überprüft und das wäre mir nicht lieb. Gut, vielleicht würdest du so etwas auch überhaupt nicht denken, sondern wärst mir einfach dankbar, dass ich deine verlorene graue Socke gerettet habe. Ich weiß nicht. Wir werden sehen. Wer hätte gedacht, dass eine simple Socke so viel Stoff zum Nachdenken liefern könnte.

Ich hatte doch keine Lust, diese Schnitzel zu machen. Kann ich auch morgen. Ich habe Sandwiches zu Mittag gegessen. Mit Mortadella und Emmentaler. Ich weiß, das war unklug, aber ich werde sowieso bald mit meiner Diät beginnen. Versprochen. Vielleicht fange ich sogar an, durch die Nachbarschaft zu joggen, so wie unser Nachbar Matas. So jogge ich beispielsweise unsere Straße entlang, du siehst mich vom Fenster aus und denkst dir *Sieh einer an, wie diese Frau auf sich achtet*.

\* \* \*

Heute Morgen bin ich nicht joggen gegangen, natürlich nicht. Ich habe weder eine Jogginghose, noch ordentliche

Laufschuhe. Na gut, ich hatte auch keine Lust bei dieser Kälte zu laufen, aber auch wenn es warm gewesen wäre, hätte ich es bestimmt sein lassen. Ich bin nicht der Typ dafür. Ich werde mir eine andere Art von Freizeitsport überlegen müssen. Ich habe gehört, dass es im Internet verschiedenste gute Gymnastikvideos gibt, mit denen man auch gut zu Hause trainieren kann. Nur habe ich zu Hause kein Internet. Der Vermieter hat keinen Internetanschluss installieren lassen und ich finde es irgendwie blöd, einen Anschluss in eine Wohnung einzurichten, die mir nicht gehört. Es ist ja nicht kostenlos. Außerdem gibt es so viele Übungen, die mir auch ohne Internet einfallen. Sit-ups, Liegestütze, Kniebeuge, zum Beispiel. Egal was. Wenn es ein bisschen wärmer wird, könnte ich auch zu Fuß zur Arbeit gehen oder wenigstens die Hälfte des Weges.

Um ehrlich zu sein, auch wenn ich zufällig heute morgen ernsthaft vorgehabt hätte, joggen zu gehen, hätte ich es sein lassen, als ich gesehen habe, dass dein Auto nicht da steht. Das ist schon der zweite Sonntag, an dem du früh morgens irgendwohin fährst. Ich kann mir schwer vorstellen, wohin. Vielleicht besuchst du sonntags deine Mutter, diese Frau, mit der ich dich zwei Mal gesehen habe, aber das ist so ein bisschen an den Haaren herbeigezogen, da du sie zuvor nicht besucht hast. Gut, vielleicht wart ihr zerstritten und habt deshalb eine Zeit lang nicht miteinander gesprochen. Auch ich würde manchmal am liebsten zu meiner den Kontakt abbrechen und mich gar nicht mehr bei ihr melden. Jedes Mal wenn ich sie besuche, denke ich danach, dass ich es lieber hätte lassen sollen.



**LUDWIG BAUER** wurde 1941 in Sisak geboren. Seinen Diplomabschluss in Slawistik machte er an der Universität von Zagreb und setzte danach seine Studien in Bratislava und Prag fort. Er war als Übersetzer von Fachliteratur und Belletristik tätig; er war Professor und Lehrer in Zagreb, London und Washington, Redakteur, Kritiker, Drehbuchautor und noch Vieles mehr. Schon als Gymnasiast begann er zu schreiben und veröffentlichte zahlreiche Erfolgsbücher für Kinder, u.a. *Parnjača Colombina* („Der Dampfer Colombina“, 1979), *Poliglot i pas* („Ein Polyglotter und ein Hund“, 1988), den Bestseller *Tri medvjeda i gitara* („Drei Bären und eine Gitarre“, seit 1991 in neun Auflagen), *Ronilac bisera* („Der Perlentaucher“, 2000), *Istina o gusarskom kapetanu Karvasu* („Die Wahrheit über den Piratenkapitän Karvas“, 2001), *Vještica Liza Hainburška* („Die Hexe Lisa von Hainburg“, 2002). Besonderes Ansehen verdiente sich Bauer mit seinen dreizehn Romanen, wie beispielsweise *Kratka kronika porodice Weber* („Eine kurze Chronik der Familie Weber“, 1990), *Biserje za Karolinu* („Perlen für Karolina“, 1997), *Partitura za čarobnu frulu* („Eine Partitur für die Zauberflöte“, 1999), *Prevođenje lirske poezije* („Das Übersetzen lyrischer Poesie“, 2002), *Don Juanova velika ljubav i mali balkanski rat* („Don Juans große Liebe und ein kleiner Balkankrieg“, 2003), *Zapisi i vremena Nikice Slavića* („Aufzeichnungen und Zeiten des Nikica Slavić“, 2007), *Zavičaj, zaborav* („Heimat, Vergessen“, 2010), *Karusel* („Das Karussell“, 2011), *Toranj kiselih jabuka* („Ein Turm saurer Äpfel“, 2013). Für den Roman *Zavičaj, zaborav* erhielt er den Meša-Selimović-Preis, den Fran-Galović-Preis und die Auszeichnung Kiklop für das Prosawerk des Jahres 2011.

LUDWIG BAUER

**Seroquel  
oder  
Der wunderliche Herr Kubitschek**

(Schelmenroman mit Katze)

Anmerkung:

Die Personen in diesem Buch sprechen Standardsprache, was Unsinn wäre, verstünde man es wortwörtlich; zieht man jedoch in Betracht, dass die Sprechweise der Protagonisten dieses Buches eine Abstraktion oder Übersetzung aus einer Sprache oder verschiedenen Dialekten ist, die den Lesern in ihrer wörtlichen Übersetzung unverständlich wären, sodann ist die Übersetzung des Gesprochenen in die Standardsprache viel sinnvoller, als es wohl auf den ersten Blick erscheinen mag, viel natürlicher, als in einem künstlichen Jargon oder fabrizierten Dialekt Zuflucht zu suchen.

**KAPITEL EINS**

*in dem der ungewöhnliche Herr Kubitschek erscheint, Mitzi gesucht und zudem feudal gespeist wird*

Zu Beginn hatte es den Anschein, als ob ich alles, was sich ereignete, äußerst klar erlebte, wie man so schön sagt:

kristallklar, es schien so, als ob jeder Reiz auf diese Weise präzise in meine Sinne Vernunft einflöste.

Vielleicht war es reiner Zufall, vielleicht auch nicht. Schwer zu sagen, was einen Menschen dazu bewegt, auf dem Rasen eines fremden Hauses zu urinieren.

„Brauchen Sie etwas?“ fragte ich.

„Ich pisse.“

Als er fertig war, streckte er mir die Hand zu und sagte:

„Kubitschek.“

Ich zögerte einen Moment lang und er fügte hinzu:

„Ich habe ihn mit der anderen Hand gehalten.“

„Möchten Sie Tee?“ fragte ich.

„Bier haben Sie nicht?“

„Ich dachte, Sie seien Engländer“, sagte ich. Ich hatte auch keinen Tee, aber da lässt sich leicht was machen. Wichtig ist das heiße Wasser. Hinter dem Haus gab es Brennnesseln. Brennnesseltee konnte man ganz logisch in die Situation einbinden und rechtfertigen: ein Heilmittel für die Prostata. Sollte ihn das beleidigen? „Ich nehme an, Engländer urinieren auf dem Rasen, auf englischem Gras...“

„Ich habe sie nicht nachgeahmt. Das ist eines der wenigen Dinge, bei denen ich mein Recht auf Freiheit fordere. Warum sollten uns irgendwelche Grenzen, zivilisatorische oder wie man sie auch immer nennen mag, warum sollten diese uns daran hindern, uns in einer solchen völlig harmlosen und rein physiologisch bedingten Situation vollkommen natürlich zu verhalten? Und frei. Nur derjenige Mensch ist frei, der sich frei verhält. Die Freiheit liegt auch in den kleinen Dingen. Wissen Sie, was Max Stirner gesagt hat? Wer frei sein möchte, muss sich selbst befreien. Freiheit ist nicht wie Zaubergeschenk, das einem von selbst in den Schoß fällt. Stirner hat die Frage gestellt: Was ist Freiheit?

Seine Antwort lautet, es sei der Willen jedes Einzelnen, Verantwortung für sich selbst zu tragen.“

„Das ist eine ziemlich gute Erklärung für das Urinieren auf einem Rasen. Aber egal... Gegenwärtig möchte ich dem nichts entgegensetzen“, sagte ich, „und vielleicht hätte gerade ein Engländer ähnlich räsoniert. Die trinken ständig Tee.“

„Auch Engländer trinken Bier“, meinte Herr Kubitschek entschlossen.

Ich dachte, eine dermaßen kategorische Behauptung, noch dazu in einem solchen Tonfall geäußert, könne sich nur auf Iren beziehen, aber ich widersetze mich nur ungern, besonders einem Menschen, den ich gerade erst kennen gelernt hatte... Wenngleich man sagen könnte, dass die Umstände, unter denen ich ihn kennen gelernt hatte, auf einen gewissen Grad an Intimität hinweisen könnten.

„Wenn Sie kein Bier haben, gehen wir ins Ritz“, sagte Herr Kubitschek. „Haben Sie einen Hund?“

„Nein, eine Katze.“

„Ich hatte gehofft, es sei ein Hund. Die Katze müssen sie tragen.“

„Sie heißt Mitzi“, sagte ich.

„Ein passender Name“, sagte Herr Kubitschek. „Holen Sie sie.“

Ich breitete meine Arme aus, und vielleicht habe ich dabei auf meine Unterlippe gebissen. Ich weiß nicht, ob man das überhaupt sehen konnte. Ich habe mich nur ein ganz klein wenig auf die Lippe gebissen. Man möchte sich ja nicht verletzen. Aber inwiefern das sichtbar war, das weiß ich nicht – ich bin kein Schauspieler.

„Sie ist nicht hier!“

„Wohin geht sie normalerweise?“

„Weiß ich nicht... irgendwohin... ich erinnere mich nicht“, sagte ich, vage mit meinem Arm in alle möglichen Richtungen fuchtelnd.

„Sie erinnern sich nicht!“ rief Herrn Kubitschek. „Das ist unverzeihlich! Eine Katastrophe! Aber verständlich. Gedächtnisverlust, der Erinnerungsverlust, ist die Krankheit unserer Zivilisation. Jeden Tag nehmen wir neue Informationen auf, neue Empfindungen, neue Erkenntnisse und all das fließt einfach durch uns hindurch. Nichts bleibt. Nur wir bleiben verloren. Jeden Tag immer mehr verloren. In jenen Zeiten, die wir so gerne als die goldenen bezeichnen, sagte man, die Geschichte sei die Lehrmeisterin des Lebens. Heute erinnern wir uns daran nur noch als Phrase, deren Bedeutung wir uns im Grunde genommen nicht mehr entsinnen können. Ich bitte Sie! Ein Diktator beutet sein Land aus, bringt es an den Bettelstab, erniedrigt die Bevölkerung auf jegliche Art und Weise, die Menschen überleben einzig dank ihrer Fähigkeit, Witze über diesen Übeltäter und Dreckskerl zu reißen und dann stirbt er, bekommt eine grandiose Bestattung veranstaltet und nach nur zwei Monaten spricht man über diesen Unmenschen wie über den Vater der Nation oder so etwas. Und wenig später wird ein Gesetz erlassen, laut welchem Menschen an den Pranger gestellt werden oder etwas Schlimmeres, falls das, was sie über den Übeltäter gesagt haben, kein Ausdruck tiefer Ehrerbietung ist. Ich bitte Sie! Wegen dieser Krankheit des Vergessens versinkt die gesamte Zivilisation unwiederbringlich. Die Zivilisation versinkt ins Vergessen!“

„Es ist nicht nötig, sich dermaßen zu ereifern“, sagte ich. „Die Katze ist irgendwo hier in der Nähe.“

„Wir werden sie suchen“, sagte Herr Kubitschek.





Überaus bestimmt, besser gesagt entschlossen, steuerte er auf das Nachbarhaus zu. Um auch gar keine Zweifel aufkommen zu lassen, folgte ich ihm gehorsam. Die Nachbarin trug einen Hausmantel. Sie öffnete die Tür nicht ganz. Erwiderte auch nicht unseren Gruß. Murmelte stattdessen nur etwas von einem Ehemann, oder *Partner*. Es schien mir, als hätte sie auch das Wort „außerehelich“ ausgesprochen, dabei sah sie mich so an, als ob sie mir etwas sagen würde, was ich angeblich nicht wüsste. In ihrem Aussehen lag immer etwas Sinnliches, das mich verlegen machte, sie roch sogar so, sinnlich. Also waren wir beide verlegen und so warfen wir uns gegenseitig Blicke zu, während sie mit Unterbrechungen etwas wirklich Unangenehmes erklärte, etwas, das nicht ganz klar mit den Worten endete: „...er ist gegangen... mit ihnen... selbstverständlich...“

Ich war nicht sicher, wie Herr Kubitschek das verstanden hat, hat ihr Mann sie verlassen oder ist nur Zigaretten holen gegangen. Manche gehen für immer Zigaretten holen, dachte ich. Ich schaute in den Ausschnitt ihres seidenen Morgenmantels. Die obersten Knöpfe standen offen. Die Nachbarin war jung und dick, ihre Haut war glatt und straff. Strenggenommen – nicht dick, keineswegs so richtig dick, eher mollig, so mit Rundungen; es ist nicht schwer, sich das vorzustellen. Man muss nur an frische Kaisersemeln denken. Ich glaube, Männer können in Gegenwart einer solchen Frau einfach nicht ruhig bleiben. War jemand aus der Nachbarschaft oder sonst jemand in unserer Nähe, sei es auch nur in unserem Blickfeld, dann grüßte ich sie nur wie im Vorbeigehen, so auf die Schnelle „Tach“, und passte auf, wohin ich dabei guckte. Ich wollte nicht, dass jemand sieht, wie ich jedes Mal rot wurde. Jedenfalls nehme ich an, dass ich errötete, aber ich kann es nicht mit völliger

Gewissheit behaupten. Wie ich bereits sagte, ich bin kein Schauspieler. Nur Schauspieler wissen, wie sie in den Augen der Anderen aussehen.

„Wir suchen die Katze des Herrn hier“, sagte Herr Kubitschek und ging ins Haus.

„Sie haben schon nachgesehen, ich meine, diese Leute... verstehen Sie?“ brachte die Frau stotternd hervor, aber dennoch fügte sie sich und gab den Weg frei.

Im Schlafzimmer herrschte Unordnung: die Bettwäsche zerwühlt, die Kleidung auf einem Stuhl vor dem Spiegelschränkchen. Herr Kubitschek bückte sich und sah unter das Bett.

„Als würde ich einen Liebhaber verstecken“, sagte die Nachbarin.

Sie lächelte. Ich weiß nicht, warum ich davon ausgehe, dass sie lächelte, denn ich hatte nur ihr Spiegelbild vor mir, sie selbst wandte mir den Rücken zu. Hätte sie mich angelächelt, wäre es mit Sicherheit jenes Lächeln, das in der populäreren Belletristik als verschwörerisch bezeichnet wird.

Herr Kubitschek packte mich am Ärmel und führte mich zur Tür. Er nickte, gab mir einen sanften Schubs und machte die Zimmertür hinter mir zu.

Ich saß auf der Treppe vor dem Haus, als er schließlich herauskam. Er strich sich durchs Haar, wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn und richtete seine Krawatte, wie im Film. Wie im Film hob er auch die Hand und rief Taxi! Doch die Straße war vollkommen leer. Neben dem Nachbarhaus stand ein Lastenfahrrad der Müllabfuhr. Herr Kubitschek zog den Besen aus der vorne befestigten Tonne und schüttete den Müll aus. Dann setzte er sich in die Tonne, richtete sich ein weiteres Mal die Krawatte, strich sich durchs Haar und sagte:

„Sie werden wohl Rad fahren können. Übrigens, das ist ein Dreirad. Damit können Sie nicht ihr Gleichgewicht verlieren.“

Ein befrackter Kellner reichte uns die Speisekarte und fragte uns, welchen Aperitif wir wünschten. Herr Kubitschek unterbrach ihn mit gehobener Hand und bestellte, ohne die Speisekarte anzusehen, als Vorspeise Cannelloni mit Schnecken – er sprach es französisch aus: ...*avec les escargotes gascognes* – als Hauptspeise Beefsteak in einer Sauce aus gereiftem Käse und Rotwein und als Dessert Crème *bavaroise*. Der befrackte Kellner nickte zustimmend und sagte, er werde sofort die Weinkarte bringen, wiewohl er bei einer solchen Wahl sofort den Fébus, genauer – den Château de Morlanne de Gaston Fébus en Béarn, empfehlen könnte.

„Ernte? Jahrgang?“ fragte Herr Kubitschek, überlegte es sich jedoch unverzüglich anders und fügte hinzu: „Nein! Wir hätten gerne Bier.“

Der Kellner kam in Bedrängnis. Zuerst verbeugte er sich verlegen und sagte, sie hätten Bier, selbstverständlich, einige der besten belgischen Sorten, selbst das mit dem Erdbeersaft.

„Vom Fass!“ sagte Herr Kubitschek.

„Aber...“ versuchte der Kellner zu widersprechen.

„Im Grande haben sie auch Bier vom Fass“, sagte Herr Kubitschek.

„Lager!“

Das Bier wurde in einem großen Krug serviert, der Schaum warf kleine Bläschen.

„Es hat angefangen zu regnen“, sagte Herr Kubitschek. „Dem armen Piccolo haben sie nicht einmal einen Regenschirm mitgegeben, als sie ihn ins gegenüberliegende Wirtshaus geschickt haben.“

Zum Schluss tranken wir doch einen grünen Chartreuse und Herr Kubitschek verlangte die Rechnung. Der Kellner verneigte und entfernte sich.

„Jetzt wäre es wohl am besten, seinem Beispiel zu folgen und uns ebenfalls zu entfernen“, sagte er und stand auf.

Doch der Oberkellner trat eiligen Schrittes an den Tisch und reichte uns mit einem triumphierenden Lächeln die Rechnung.

„Für eine Crème bavaoise“, sagte Herr Kubitschek „müssen Eigelb und Zucker mit Cognac verrührt werden, nicht mir Rum. Überbringen Sie das bitte dem Koch.“

„Selbstverständlich, gnädiger Herr“, sagte der Oberkellner und lächelte weiterhin triumphierend.

Herr Kubitschek betastete seine Taschen, schob anschließend beide Hände in jede einzelne von ihnen, stand auf und begann erneut die Taschen seines Sakkos und seiner Hosen abzuklopfen. Ich beugte mich zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr, ich hätte meine Kreditkarte dabei.

„Das kommt nicht in Frage“, sagte Herr Kubitschek streng.

„Unser Ehrgefühl sollte uns als Leitidee dienen. Ich habe Sie eingeladen und ich trage die Verantwortung. Sonst ist es aus zwischen uns!“

Aus? Selbstverständlich konnte ich das nicht akzeptieren.

Der Oberkellner geleitete uns zur Küche. Man glaubt nicht, wie viel schmutziges Geschirr sich dort stapelte. Ich dachte, einen solchen Haufen schmutzigen Geschirrs gibt es eigentlich nur in einer Spülmittelwerbung. Herr Kubitschek bestand darauf, dass wir Schürzen bekommen. Doch der Hilfskoch, der uns bewachte, sagte, Schürzen seien nur für das Personal vorgesehen. Auch er grinste dabei trium-

phierend. Herr Kubitschek streckte ihm einen Schlüssel entgegen und sagte:

„Ich würde es überaus schätzen, wenn Sie veranlassen könnten, dass mein Auto auf den Hotelparkplatz überführt wird. Ich parke links vom Eingang. Der blaue Cadillac Escalade. Ach ja, jetzt ist es mir wieder eingefallen, dort liegt auch mein Portemonnaie, auf dem Rücksitz, wären Sie doch so liebenswürdig... Selbstverständlich werde ich auch nicht mit dem Trinkgeld geizen.“

Der Hilfskoch eilte zum Hintereingang, Herr Kubitschek schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Ich folgte ihm, selbstverständlich. Der Oberkellner im Frack stand auf der anderen Seite des Saales. Mit seinen Augen maß er die Entfernung, die zwischen uns lag, und dann grinste er überlegen.

„Das ist ein SUV“, sagte Herr Kubitschek.

„Wer?“ fragte ich.

„Nicht wer, sondern was. Dieser Cadillac, den ich erwähnt habe. Wissen Sie, was ein SUV ist? Gewiss wissen Sie das nicht. Niemand weiß das. Alle sagen Es-U-Vau, wissen aber nicht, was das ist. Das ist ein Sport Utility Vehicle.“

„Gut, aber wo haben Sie denn dieses Auto her? Wir sind doch mit diesem... hierhergefahren...? Wie soll ich sagen...“

„Sie können es als provisorisches Transportmittel bezeichnen. Doch das ist nicht der springende Punkt. Ich habe ihm kein Auto, sondern einen Schlüssel gegeben. Immer wenn ich einen Schlüssel auf der Straße liegen sehe, lese ich ihn auf. Es heißt, das bringe Glück. Wie ein Hufeisen.“

Ich schwieg und konnte nur mit Mühe mit ihm Schritt halten.

„Lassen Sie sich von diesem Vorfall nicht beunruhigen“, sagte Herr Kubitschek. „Das ist einfach der Kampf gegen die

Ausbeutung. Die Inhaber des Ritz sind reiche Kapitalisten und wir bekämpfen auf diese Weise die Ausbeutung. Zudem war es bereits Zeit für das Abendessen, ein etwas vorgezogenes Abendessen, nicht wahr?“

„Ja, aber würden alle auf diese Weise handeln, dann gäbe es überhaupt gar keine Hotels, keine Restaurants, keine...“ Ich war viel zu sehr außer Atem, um den Satz fortsetzen zu können.

„Haben sie *Gullivers Reisen* gelesen?“ fragte Herr Kubitschek.

Ich nickte.

„Und *In achtzig Tagen um die Welt*? Und dergleichen. Glauben Sie wirklich, dass das, was in diesen Büchern geschrieben steht, wahr ist? Selbstverständlich ist es das nicht! Nichts in Büchern entspricht der Wahrheit! Nichtsdestotrotz werden sie von den Leuten gelesen! Und warum?“

„Naja... vielleicht, um Dinge zu erleben, die sie im wirklichen Leben nicht erleben können?“

„Ein weiser Gedanke!“ sagte Herr Kubitschek.

Seine anerkennenden Worte bereiteten mir Freude. Herr Kubitschek fuhr fort:

„Aber was nützt uns diese Weisheit? Und der vorige weise Gedanke? Würden alle auf diese Weise handeln und so weiter. Ich meine, im Sinne des kategorischen Imperativs.“

Ich antwortete mit einem Achselzucken, soweit das eben bei einem derartig schnellen Schrittempo überhaupt möglich ist.

„Gar nichts“ sagte Herr Kubitschek. „So ist das mit allen Weisheiten. Kants kategorischer Imperativ! Ich bitte Sie! Würden alle Menschen und so weiter. Welche alle? Wir sind ein Ganzes, das sich aus dem Einzelnen zusammensetzt. Der kategorische Imperativ, von wegen! Was für

ein Unsinn. Haben wir gut zu Abend gegessen? Das ist der Kern der Sache.

„Aber... trotzdem ist das nicht anständig...“

„Das ist es doch“ unterbrach ihn Herr Kubitschek. „Der Kampf gegen die Ausbeutung – und fertig. Mir ist nicht danach, eine Revolution anzuzetteln. Ich habe Ihnen das bereits einmal erklärt und beabsichtige nicht, es noch einmal zu tun. Außerdem sollte man all das als eine Art Lehrgang verstehen, vielleicht sogar – als mentale und geistige Läuterung. Als Studium der Wahrheit. Denn was ist eigentlich Wahrheit? Was ist sie im pragmatischen, alltäglichen Sinne und im philosophischen Sinne? Eine ethische Kategorie *per se*? Etwas, das keinem Zweck dient. Nein! Die Wahrheit ist die Erkenntnis dessen, was ist. Die Wahrheit ist das Studium der Fakten. Lernen durch Erfahrung. Müssten Sie das bezahlen, würde Sie das teuer zu stehen kommen, aber so... „

Hilflos breitete ich meine Arme aus. Die Geste musste bei einem derartigen Tempo vermutlich noch hilfloser aussehen.

„Sie gestikulieren wie ein Schauspieler“, sagte Herr Kubitschek. „Wie ein Amateurschauspieler.“

## KAPITEL ZWEI

*Rabenvögel, Elektronen. Wo ist eigentlich die Mutter von Herrn Kubitschek? Wie wir ein Verbrechen vereitelten*

„Raben sind äußerst intelligente Vögel“, sagte Herr Kubitschek. „*Corvidae*. Diese Schwarze dort heißt auf Latein *Corvus Frugilegus*. Diese Grauen hier heißen *Corvus coroiike cornix*. Wussten Sie, dass auch Eichelhäher zur Familie der Rabenvögel gehören? Sie haben Schlagsahne auf Ihrem Schnurrbart.“



Ich strich mir über die Oberlippe, dachte für einen Augenblick angestrengt nach, vielleicht legte ich dabei sogar meine Stirn in Falten und sagte:

„Wussten Sie, dass ein einziges Elektron zur gleichen Zeit zwei unterschiedliche Membranöffnungen passieren kann?“

„Zu viel der Philosophiererei für den ersten Morgenkaffee. Aber ich weiß das. Das ist der Welle-Teilchen-Dualismus eines Elektrons: kollidieren die Elektronen, dann sind sie Teilchen, in Ihrem Beispiel hingegen werden sie als Wellen angesehen. Doch Sie haben mich nicht beeindruckt. Ihr Versuch war erfolglos!“

„Welcher Versuch?“

„Sich wichtig zu machen.“

„Das habe ich gar nicht...“ sagte ich. „Und Sie mit Ihren Rabenvögeln? Lateinische Namen und so...“

„Mein lieber Herr“, sagte Herr Kubitschek. „In unserem Zweiergespann bin nicht ich derjenige, der sich wichtig zu machen pflegt. Ich stehe lediglich fest auf meinen beiden Beinen und meine Beine auf dem Boden. Ich kann und darf meine Weisheit versprühen, mit meinem Wissen um mich werfen. Sie haben vermutlich auch Conan Doyle gelesen. Sie dürfen mich ruhig als Sherlock betrachten. Bedingt und temporär.“

„Verzeihen Sie, aber ich habe unter gar keinen Umständen vor, Ihr Watson sein.“

„Hat Sie etwa Ihre exzessive Lektüre um den Verstand gebracht?“

„Unsinn! Ich gebe zu, ich habe viel gelesen. Viele interessante Bücher, allerdings habe ich nicht den Eindruck, dies hätte mir geschadet. Ganz im Gegenteil. Bücher erlebe ich auch als eine wertvolle Erfahrung. Folglich bin ich mir

vollständig darüber im Klaren, was es bedeutet, wenn ich sage, ich möchte unter gar keinen Umständen Ihr Watson sein.“

„Ich habe auch“, sagte Herr Kubitschek, „unter gar keinen Umständen vor, Ihr Watson sein. Aber es gibt auch noch andere literarische Duos.“

„An wen hätten Sie dabei gedacht?“

„Ich würde das lieber nicht laut aussprechen. Wissen Sie, wenn jemand eine Aussage trifft, dann geht er damit eine Verpflichtung ein. Die Verpflichtung, es zu beweisen oder zu widerlegen, das ist einerlei. Ist die Aussage sinnvoll, dann erklärt sie sich aus sich selbst! Ich habe mich nicht wichtiggemacht. Nein, nein und nochmals nein!“

Es tat mir leid. Ich begriff, dass ich zu weit gegangen war und suchte nun nach geeigneten Worten, um den Schaden wiedergutzumachen.

„Wir leben in konfusen Zeiten“, sagte Herr Kubitschek. „Heutzutage gibt es keine einfachen Antworten mehr. Die Wahrheit ist im Allgemeinen simpel, doch der Weg dorthin ist es nicht. Wo sind bloß jene goldenen Zeiten, als ein literarisches Duo oder auch nur ein zum Dialog, wenigstens zum Dialog mit sich selbst, bereiter Philosoph es vermochte, bedeutende Antworten zu finden oder zumindest die richtigen Fragen zu stellen! Sind wir ein Teil der Natur, einfach ein Teil der Natur? Wir sind es und sind es nicht. Wir befinden uns in unserer Kleidung scheinbar außerhalb der Natur, außerhalb unserer ursprünglichen Felle oder Panzer, aber ebenso wie die Löwen müssen wir Fleisch essen, Fleisch, das als Leben wächst, als Natur, bevor wir es in eine Form bringen, die geeigneter für unsere Zähne und unseren Magen ist. Wissen Sie, ich fürchte mich unheimlich vor dem Vergessen. Wir vergessen leider alles, was uns bestimmt,

alles, was uns zu dem macht, was wir sind. Infolge dieses Vergessens, infolge dieser allgemeinen Gedächtnisentropie, dieser Entropie des Erinnerungsvermögens versinken wir in die Finsternis der Unvernunft. Dürfen wir das, was wir über die Evolution wissen, vergessen? Dürfen wir vergessen, unter welchen Bedingungen sich aus dem Gehirn eines Halbaffen ein menschliches entwickelte? Das ist der eigentliche Kern der Sache. Alles andere ist nebensächlich, auch im Falle, dass es nicht völlig unwichtig ist... Wir können aus unserer vermeintlichen Ethik der Natur gegenüber heraus auch pflanzliche Nahrung wählen. Aber woher wollen wir wissen, dass wir, indem wir Pflanzen mit unseren Zähnen und Mägen vernichten, nicht eine mindestens ebenso hochentwickelte lebendige Welt vernichten?“

„Das sind ernste Themen“, sagte ich. „Das hatte ich nicht erwartet oder ich war nicht darauf vorbereitet...“

„Selbstverständlich waren Sie das nicht. Niemand ist das. Aber wir sind eben der abtrünnige Teil der Natur, wir sind gesellschaftliche Individuen, wir sind ein Teil eines geistigen, intellektuellen, durch Geschichte, Absicht und unbeabsichtigt erschaffenen Systems, wir sind rationale Wesen, wir sind Wesen, die sich überwiegend irrational verhalten, das ist eigentlich der Kern des Opportunismus. Wir sind auch ein nachdenklicher Einzelner, der bereit ist, blind zu vertrauen, so dass er sich auf der Welt wie eine Fledermaus zurechtfindet oder bereit ist, konsequent zu zweifeln, was ihm neben der intellektuellen Befriedigung das Gefühl gibt, eigentlich weder zu wissen, was er noch wo er ist und zu alledem sind wir auch ethische Lebewesen, so wie es die Umstände eben erlauben, eventuell im Rahmen soliderer gesellschaftlicher oder philosophischer Gesetzgebungen oder all das geht an uns vorbei – und wir sind das,

was sich in diesem Augenblick hier befindet oder das, was wir essen oder das, was wir genießen oder das, was uns als gegenwärtiger Augenblick erscheint, nicht wahr?

„Auf so ernsthafte, vielschichtige Abwägungen war ich nicht so richtig vorbereitet. Sie sind irgendwie völlig überraschend darauf gekommen, ohne Kontext.“

„Nicht gerade ohne Kontext, aber überraschend vielleicht. Ich habe mit den Rabenvögeln angefangen, zumindest habe ich das versucht. Ich wollte eine seriöse Einleitung vortragen“, sagte Herr Kubitschek. „Die Wahrheit ist eine essentielle Tatsache an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten Zeit. Meine Mutter pflegte zu behaupten, Raben symbolisieren die Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und deshalb...“

Aus dem Kroatischen von Anna Schwendinger





**IVICA IVANIŠEVIĆ** wurde 1964 in Split geboren. An der Philosophischen Fakultät machte er einen Diplomabschluss in Soziologie. Er war als Journalist für die Sonntagsausgabe *Nedjeljna Dalmacija* des Tagesblattes *Slobodna Dalmacija* und die satirische Wochenzeitung *Feral Tribune* tätig, heute noch arbeitet er als Kommentator bei *Slobodna Dalmacija*. Zu Ivaniševićs Werken gehören: *Smoje – Biografija* („Smoje – eine Biographie“, 2004), der Essayband über Comicbücher *Sto mu jelenskih rogova* („Bei hundert Hirschgeweihen“, 2004), in Zusammenarbeit mit Ante Tomić *Krovna udruga i druga drama* („Dachverein und das andere Drama“, 2005), gemeinsam mit Renato Baretić *Split za početnike – abeceda grada* („Split für Anfänger – ein Stadtalphabet“, 2015) und ein Band mit Kurzprosa *Ulaz za djecu i vojnike* („Eintritt für Kinder und Soldaten“, 2015). Außerdem schreibt er Texte und Drehbücher für Film und Fernsehen. Als Gitarrist trat er in Begleitensembles des Gipsy-Swing-Virtuosen Stochelo Rosenberg auf sowie des Countrysängers Ante Tomić.

IVICA IVANIŠEVIĆ

## Zwei im Sattel sind einer zu viel

### 1.

Wann genau Arizona Dscho<sup>1</sup> in mein Leben getreten ist, könnte ich euch beim besten Willen nicht genau sagen. Kinder brauchen weder Kalender noch Uhren, weil ihnen alle Zeit der Welt gehört. Aber dafür erinnere ich mich ganz genau, wie das Ganze passiert ist. Ich bin auf einem Hocker gesessen, im Geiste war ich noch immer in den unendlichen Weiten West Virginias, mein schwächlicher Körper war im engen Innenhof. In meiner Nase mischte sich der Geruch von Schießpulver mit Düften aus Mutters Küche und den fernen Widerhall von Schüssen aus Repetierbüchsen über-

---

<sup>1</sup> Ivanišević bedient sich im Roman spielerisch und humorvoll mit den verschiedenen Sprachen und Dialekten, die zur Zeit der Handlung in Split üblich waren. Arizona Dscho entstand in Anlehnung an damals überaus beliebte Westerncomics, die in Novi Sad, Serbien, unter dem gemeinsamen Nenner *Lunov Magnus Strip* herausgegeben wurden. Da es in der serbischen Sprache üblich ist, alle ausländischen Namen und Wörter zu transkribieren, wurde aus Joe eben Dscho.

Um jedoch den Text lesefreundlich zu gestalten, begrenzte man sich in der Übersetzung damit, den Namen Arizona Dscho zu transkribieren, alle anderen Begriffe aus dem Amerikanischen blieben unverändert.

tönte die Musik aus dem Radio. In der Hand hielt ich ein Cowboy-Comic-Heft, noch ganz trunken von den eben erlebten Abenteuern, aber bereits gebrochen von der bitteren Erkenntnis, dass bis zum Erscheinen der neuesten Ausgabe von *Luns Magnus Comic* nächste Woche nichts Schönes in meinem Leben geschehen würde. Doch dann war vom Ende der Straße Hufgeklapper zu hören...

Gemächlich, wie der Tod, klopften die Hufeisen auf den Steinplatten, immer lauter und immer näher, um vor dem Tor meines Hofes plötzlich stehenzubleiben. Ein paar Augenblicke später war von der anderen Seite der Mauer ein Geräusch wie aus dem vergangenen Frühling zu hören, als Nachbar Jakov Zementsäcke ausgeladen hatte, weil ihn seine überspannte Frau überredet hatte, ein weiteres Stockwerk auf das alte Familienhaus zu setzen. Dann müde, schwere Schritte, gefolgt von durchdringendem metallischen Klirren. Mit schauerlichem Gequietsche – mein Vater weigerte sich hartnäckig, die monatelangen Bitten meiner Mutter zu erhören und die rostigen Scharniere zu ölen – öffnete sich das Tor und vor mir stand er. In schwarzen Stiefeln mit silbernen Sporen, schwarzen Hosen, schwarzem Hemd, schwarzer Weste und einem schwarzen Gürtel, einem Paar vernickelter Colts mit perlmutternen Griffschalen, rabenschwarzem Haar und einem schwarzen Hut mit silbernen Beschlägen am Band.

Einen flüchtigen Gruß andeutend, tippte er lässig mit dem Zeigefinger der rechten Hand an die Krempe seines Stetsons und sah sich dann im Hof um. Es gab allerdings nicht Gott weiß was zu sehen: nur mich, meinen Hocker, einen Tisch und einen Stuhl, einen alten *Ignis* Kühlschrank, in dem wir Schuhe lagerten, damit sie nicht im Haus stanken, und ein kleines ausgetrocknetes Fässchen mit ver-



rosteten Reifen, das wir ohne besonderen Grund hatten: wahrscheinlich war es jemandes Erinnerungsstück, aber auch eine nützliche Sitzgelegenheit.

– Guten Morgen, Mister... – donnerte ein Bassbariton und wartete, dass ich mich vorstelle.

– Toma – stieß ich ängstlich, kaum hörbar, hervor.

– Ich bin Dscho. Arizona Dscho – sagte er, setze sich auf das Fässchen und zog ein Säckchen Tabak und ein Päckchen Zigarettenpapier aus der Weste.

– Gibt's in diesem Dorf einen Saloon, Mister Tom? – fragte er, zwischen den Fingern einen Stängel drehend aus dessen beiden Enden goldene Rollltabakfransen heraushingen.

– Das ist kein Dorf sondern eine Stadt... Split – gab ich ein bisschen gekränkt zurück.

– Natürlich, eine Stadt, was denn sonst! – presste er höhnisch hervor und befeuchtete den Papierrand mit seiner Zunge. – Auf dem Friedhof in Dodge City mehr los als hier. Und wo trinkt ihr, wenn ihr Durst habt?

– Ich in der Küche, am Wasserhahn. Die Erwachsenen im Wirtshaus. Das ist, wenn Sie ans Ende der Straße kommen, gleich links.

– Ein Krug Bier wäre jetzt genau das Richtige, kalt, eiskalt, mit weißer Schaumkrone, damit ich den ganzen Staub in meiner Kehle hinunterspüle. Und dann ein Whiskey, um das Herrengedeck zu vervollständigen.

– Was den Whiskey betrifft, bin ich mir nicht sicher, so etwas trinkt man bei uns selten, eigentlich nur die Apotheker...

– Es ginge auch Tequila, irgendein Feuerwasser eben.

– Ach das, das haben wir... nur sagen wir dazu Kräuterschnaps, Traubenschnaps, Nusschnaps, Eierlikör...

Der Cowboy zog gierig den Rauch ein, formte ihn mit Lippen und Zunge zu einem Ring, atmete aus und betrachtete zufrieden, wie sich der silbrige Kreis weitete und verflüchtigte.

– Also, was gibt’s Mister Tom? Wie läuft’s? Ich meine, im Leben, so im Großen und Ganzen... Hast du eine Freundin?

Vor dem neugierigen Arizona Dscho saß in diesem Moment ein kleiner Cheyenne. Oder Apache. Oder Sioux. Ich war roter als jede Rothaut, die der schwarze Reiter jemals zu Gesicht bekommen hatte.

– Nein – gab ich beschämt zu, den Blick auf die Spitzen meiner Flip-Flops gerichtet.

– Gut so! – gab er resolut zurück. – Wozu auch?! Wofür braucht ein Cowboy eine Freundin? Zwei im Sattel sind einer zu viel!

Seine weisen Worte kühlten meine glühenden Wangen in Windeseile.

– Und Kameraden? Wie steht’s mit Kameraden? – fragte er mich durch eine bläuliche Rauchwolke, die mir in den Augen brannte.

– Wie mit den Mädels – antwortete ich demütig und wischte mir eine Träne ab, die mir die Wange hinunterkullerte.

– Mach dir nichts draus. Wenn du groß bist, wirst du begreifen, dass der einzige Kamerad eines Cowboys Samuel Colt heißt – sagte er und klopfte dabei mit der Rechten auf das Lederhalfter, aus dem eine glänzend polierte Pistole herausragte.

– Aber Sie haben zwei, wie soll ich sagen, Kameraden – traute ich mich zu bemerken.

– Ja – bestärkte er mit einem Grinsen. – Links Samuel, rechts Colt. Und am Sattel habe ich, für alle Fälle, auch einen dritten Kumpel, Herrn Winchester. Aber du hast kapiert, was ich sagen will. Alles, was ein gestandener Mann braucht, sind seine persönlichen Waffen, den Rest trägt er im Herzen, verstehst du, sowohl Mädchen als auch Kameraden.

Ich nickte bedeutungsvoll und tat so, als ob ich bis ins kleinste Detail die Tiefe seiner Worte verstünde, wiewohl meine kleinen grauen Zellen wie fliegende Heubüschel schienen, die der unerbittliche Präriewind vor sich her wirbelte.

– Hätte ich Zeit, würde ich gerne mit dir noch eine rauchen – sprach's, erhob sich vom Fässchen und schmiss den Zigarettenstummel auf den Boden.

– Aber auf mich wartet ein Job in Wichita. Die Bande von Virgil Harris terrorisiert die ganze Stadt, ich bin ihre einzige Hoffnung – fügte er noch hinzu und drückte den Stummel mit dem Absatz seiner spitz zulaufenden Cowboystiefel aus, als würde er mit einer Feder den Punkt am Ende eines Satzes setzen. – Wie das Leben so spielt, ich komme nicht mal dazu ein Bier in eurem Saloon zu trinken – fügte er bitter hinzu, fuhr mit dem Zeigefinger den Rand seines Hutes entlang und öffnete das Tor, wiederum gefolgt von einem schauerlichen Quietschen, sperrangelweit.

Bis ich mich sammelte, vom Hocker erhob und diese paar wenigen Schritte tat, die mich vom Ausgang trennten, war Arizona Dscho bereits zum Ende der Straße getrabt. Für einen Augenblick zog er die Zügel an und hielt seinen Rappen an, drehte sich um und winkte mir, um eine Sekunde später seinem Hengst die Sporen zu geben und im Galopp aus meinem Blickfeld zu entschwinden.



## 2.

Mein Vater Vicko war an allem interessiert, hatte zu allem eine Meinung und teilte diese natürlich selbstlos allen mit, die bereit waren, ihm zuzuhören. Uns, seine Familienmitglieder, hat niemand gefragt, ob wir dazu bereit waren oder nicht. Ebenso wenig wie niemand morgens entscheiden kann, ob ihn, wenn er das Haus verlassen hat, die Sonne wärmen oder aber der Regen durchnässen wird, so hatten auch wir keine Wahl. Er sprach, wir schwiegen meist, woraus er närrischerweise schlussfolgerte, dass wir aufmerksam zuhören würden.

– Wie weit ist es mit dem Journalismus gekommen!  
– missmutig zog er die Tageszeitung *Slobodna Dalmacija*<sup>2</sup> hervor und strich die ausgebreiteten Bögen auf dem Küchentisch glatt. – Hört euch das an... Die ganze Welt schaut dieser Tage nach Cape... Ca... na... vena... ach egal... von dort werden unerschrockene amerikanische Astronauten in der Rakete Saturn ins Weltall geschickt, mit der Mission, die Mondoberfläche zu erforschen. Hm!

Sein bedeutungsschwangeres *Hm* zeigte indes keine Wirkung. Mutter schabte genauso gleichgültig wie zuvor weiter die Schuppen von der Makrele, mein großer Bruder Feđa schmierte sich Leberwurst auf eine Scheibe Brot, Opa starrte abwesend die Wand oberhalb des Hajduk<sup>3</sup> Kalenders aus dem Jahr 1969 an, und ich, zum wer weiß wievielten Mal, blätterte bewundernd ein Heftchen durch, von dessen Einband sich in grellem Rot der Titel *Ein Galgen für einen Gringo* abhob.

– Zum Donnerwetter, jetzt will der Ami noch, sozusagen, den Mond erobern. Hm! – fügte mein Papa noch

<sup>2</sup> Tageszeitung aus Split, übersetzt „Freies Dalmatien“.

<sup>3</sup> Fußballverein aus Split.

dramatischer hinzu. Wiederum vergeblich. Wir alle führten unsere Beschäftigungen fort, die Heldentaten der Astronauten waren uns ebenso einerlei wie Vaters Vorbehalt gegenüber ihres Heldentums.

– Von wegen! Sie schaffen es nicht einmal, Vietnam zu erobern! Sie werden wie die Fliegen getötet, von wem?! Von einem Haufen kränklicher, dünner Soldaten, welche von einer Handvoll Reis mit Spucke leben! – mein Vater gab nicht auf.

– Sag doch was du willst, aber die Amis haben die Russen überholt – endlich mischte sich Feđa ein, auf einem Leberwurstbrotbissen herumkauend.

– Bitte?! Und was ist mit Laika und Gagarin, mit Valentina Tereschkova? Seit wann sind die Russen schon im Welt-raum, hm? Die sind dort wie zu Hause, du Dummkopf, und jetzt wollen sich die Amis mit ihnen auf eine Stufe stellen!

– Ja, ja, das mag schon sein, für die Russen ist der Welt-raum wie ein zweites Wohnzimmer, aber sie kreisen nur herum, fliegen ohne Ziel auf und ab. Aber die Amis werden auch wirklich auf dem Mond landen – mein Bruder ließ nicht locker.

Vater beehrte ihn mit einem bedeutungsvollen Blick, stand vom Tisch auf, verschränkte energisch die Arme hinter dem Rücken und ging zum Herd. Mit zwei Schritten war er bereits dort, machte auf dem Absatz kehrt, ging mit federnden Schritten, wie ein Berufssoldat, zurück zum Tisch, marschierte wieder zum Herd, vor, zurück... So stellte ich mir seinen Liebling, Marschall Schukow, in der Nacht vor der entscheidenden Schlacht vor, wie er in seinem Kopf alle möglichen Angriffsszenarien seiner Einheiten durchspielt. Nur trug mein Papa weder Orden noch Epauletten, sondern kurze Hosen und ein Unterhemd, was wunderbar

seine hübschen Rundungen betonte, die mit jeder neuen Mahlzeit sorgfältig gepflegt wurden.

– Hab ich's dir nicht gesagt, Mare – wandte er sich nun seiner Frau zu, den Blick auf den gelb verfärbten Nagel seiner rechten großen Zehe geheftet – dass wir das Geld zum Fenster rauswerfen, dass die Uni nichts für ihn ist? Und weißt du, warum? Weil er nicht denken kann! Denn, wenn er denken könnte, wäre ihm sofort klar, dass das alles Lug und Trug ist, um auf diesem amerikanischen Mond zu landen braucht man keine Rakete, dafür genügt ein Fahrrad!

Feda hatte sich einen Mordsleberwurstbrotbissen in den Mund geschoben und mit dick aufgeblasenen Backen als wäre er Dizzy Gillespie inmitten eines infernalischen Solos, winkte er resigniert ab, huschte durch die Tür hinaus und überließ es Papa, dem restlichen Publikum, uns, über die riesige Verschwörung zu referieren.

Vater schwieg ein paar Minuten, dann holte er tief Luft. Gerade als ich dachte, dass er Anlauf für eine langatmige Rede nahm, atmete er aus, zuckte mit den Achseln, setzte sich an den Tisch und blätterte weiter in der *Slobodna*.

Der Frieden im Haus währte nicht einmal zehn Minuten. Akkurat bis Feda in die Küche zurückkehrte, beräuchert mit einer Pino-Silvestre-Duftwolke, in Jeans, die er letzten Sommer bei einem Schwarzhändler gekauft hatte und die so teuer gewesen waren, dass wir danach einen halben Monat zwangssparen mussten.

– Ma' – er kreiste um die Hüterin unseres häuslichen Herdes, gleich wie jeden Abend – gib mir ein bisschen Geld, damit ich mich vor den fremden Leuten nicht blamiere...

– Und wofür zum Henker brauchst du bitte fremde Leute, hm? Die hiesigen sind dir wohl nicht gut genug? – fragte Vater ohne seinen Blick von der Zeitung zu heben.

– Papa, wenn du wüsstest wie goldig sie ist, würdest du mich nichts mehr fragen. Du würdest auch dein Glück versuchen – antwortete Feđa heiter, während Mutters Blick wie ein Bunsenbrenner auf seinem Gesicht brannte.

– Und woher ist sie? – hakte Vater nach.

– Aus Deutschland, aus einem Ort in der Nähe von Dortmund, er klingt irgendwie lustig, wer kann sich so etwas schon merken. Die Kleine ist Krankenschwester. Und weißt du auch, was für eine? Sobald du sie siehst, brauchst du sofort Erste Hilfe.

– Wenn das so ist, Mare, komm, zieh die Spendierhosen an, gib dem Unglücksraben ein bisschen Kohle. Gegen die deutsche Großmacht kommt man ohne Munition nicht an, ist es nicht so, Vati? – sagte Papa und sah seinen Vater spitzbübisch an.

### 3.

Mein Großvater Roko trank gerne. Ein Schnäpschen, um den Tag gut zu beginnen, eine Tasse starken türkischen Kaffee dazwischen, um dann mit Wein fortzufahren. Er hatte ein Maß: Er goss einen Deziliter Weißwein ein und mischte ihn mit einem Deziliter Wasser. Ich mein's ja nicht böse, aber er trank wie eine Schlange: Zuerst tunkte er seine Zungenspitze ein, saugte ein paar Tropfen auf und setzte dann das Glas ab. Fünf Minuten später setzte er das Glas erneut an, Auf – ab, rauf – runter, in die Höhe und wieder auf den Tisch... bis es Zeit für ein Nickerchen war. Bis dahin rannen durchschnittlich zwei Liter Wein seine Kehle hinunter. Im Sommer, während der höllischen Hitze, auch der eine oder andere Deziliter mehr.

Mein Opa trank zwar, aber er betrank sich nie. Auch wenn das schwer mit völliger Gewissheit zu sagen war. Er



bewegte sich nämlich äußerst wenig. Nach dem Aufwachen langte er nach seinem Stock, erhob sich aus dem Bett und hantelte sich an der Sessellehne, dem Türstock, der Vitrine und der Kredenz... an allen dafür am Weg in Frage kommenden Möbelstücken entlang ins Bad. Wenn er alles Notwendige erledigt hatte, setzte er sich zu Tisch. Im Frühling und Sommer, sogar an wärmeren Wintertagen, saß er gern im Hof. Wenn es kühler wurde, zog er sich in die Küche zurück. Bei Tisch trank er und aß zu Mittag und zu Abend und wir bedienten ihn. Wir brachten ihm weitere gekühlte Wein- und Wasserflaschen, dampfende Suppenteller, die Hauptspeise und den Nachtsch, Obst... Nachdem er alles aufgegessen und ausgetrunken hatte, stand er auf – langsam, sich jeden Zentimeter an Höhe mühsam erkämpfend, er schaffte es nie, sich vollständig aufzurichten – um dann, gekrümmt wie ein Fragezeichen, Richtung Badezimmer zu watscheln und sich im Anschluss daran in sein Zimmer zu begeben. Und wie konnte man sich nach alledem sicher sein, ob sein gebrechlicher Körper aufgrund seines Alters oder im Rausch dahintorkelte?!

Wenn er wenigstens gesprochen hätte... Dann hätten wir darauf warten können, dass er sich verhaspelte, einen Selbstlaut verschluckte oder über einen Mitlaut stolperte, damit wir herausfänden, ob diese ganzen Schorlen das ihrige getan hätten. Aber er schwieg. Nicht, weil er stumm war – seine Stimmbänder waren genau so gesund wie meine oder eure – er weigerte sich schlicht und einfach zu sprechen.

In diesem Zustand war er von den Partisanen zurückgekehrt. Aber seinerzeit sei er, so sagten die Älteren, ein richtiger Spaßvogel gewesen. Seine überlebenden Mitstreiter aus dem spanischen Bürgerkrieg hatten ihn als Scherzbold in Erinnerung, der in zwei Sprachen, von morgens bis abends,

Witze abfeuerte wie eine Haubitze Granaten. Was ihm im Wald zugestoßen war, konnten wir niemals in Erfahrung bringen. Eines Morgens kehrte er einfach nach vierjähriger Abwesenheit nach Hause zurück, legte die Schmeisser weg, zog die Uniform aus, setzte sich an den Tisch und schenkte sich eine Bevanda<sup>4</sup> ein.

Meine Mutter hat das Schweigen ihres Schwiegervaters unglaublich genervt. Sie war ganz allgemein ein ziemlich nervöses Menschenkind. Kein Wunder, sie hatte die ganze Last des Haushalts auf ihren Schultern zu tragen. Ich erinnere mich, einmal kam Tante Tonka sie besuchen, die Frau von Onkel Ljubo, Vaters Kollege und bester Freund, und noch an der Tür teilte sie ihr die schockierende Neuigkeit mit, dass eine ihrer Bekannten ihren Mann mit einem Handlungsreisenden betrogen und sich mit ihm auf und davon gemacht hätte, weit weg nach Šibenik oder sogar Zadar.

– Schwesterherz – sagte Tante Tonka zu meiner Mutter, auch wenn sie gar keine Schwestern waren – stell dir nur vor, so eine Schlampe! Nicht nur, dass sie ihm die Hörner aufgesetzt hat, sie ist ihm auch noch davongelaufen, damit alle wissen, wie sie ihn betrogen hat!

– Gott bewahre, wie hat sie überhaupt noch Bock drauf?! – wunderte sich meine Mutter. – Schau dir mal mich an. – Ich hab vier Männer am Buckel, und jetzt soll ich mir noch einen fünften dazu anlachen? Als hingen mir die Männer nicht ohnehin schon zum Hals heraus, da würde ich noch eher mit einer Frau durchbrennen!

Während die Freundinnen kicherten und die Tassen umdrehten, damit ihnen der Kaffeesatz die Zukunft vor-

---

4 Rotwein mit stillem Wasser.

hersage, eine Begegnung mit einem schamlosen Handlungsreisenden oder irgendeiner streunenden Vertreterin, versuchte ich mir vorzustellen, wie meine Mutter im Arm einer Fremden fortgeht, während Vater, Opa, Feđa und ich verwundert am Ende der Straße stehen und zusehen, wie die Partnerinnen fröhlich den Hügel hinunterspazieren.

Diese Szene machte mich so traurig, dass ich zu weinen begann. Zuerst stimmlos, sotto voce schluchzend, um dann nach ein oder zwei Minuten in Tränen völlig zusammenzubrechen, zu einem Wasserfall-Jungen zu werden, der mit seinen Tränensturzbächen die Plastiktischplatte begoss.

– Na mein Schätzchen, was ist denn los, wieso bist du so traurig? – fragte meine gute Mutter besorgt.

– Sei still, du Unglücksselige, still, ich will kein Wort mehr hören! – stieß ich hervor, kaum Luft bekommend wegen all der gewaltigen Trauerkrämpfe, die meinen Körper durchzuckten.

Tante Tonka blickte wie vom Donner gerührt, kein Wort verließ ihre Lippen, sie starrte ohne zu blinzeln abwechselnd mich und ihre Freundin an.

– Das hat er aus seinen Comic Heftchen, er ist ganz nährisch nach Cowboys und Indianern, deshalb hat er auch begonnen wie sie zu sprechen – erklärte ihr meine Mutter.

– Und seit wann sind diese Cowboys und Indianer aus Serbien?

– Sind sie ja nicht, natürlich nicht, sie sprechen nur so in den Comics, weil sie wohl dort gedruckt werden.

#### 4.

– Nur mehr drei Tage und dann heißt's Lebwohl, Dalmatien – schloss Hannelore traurig in einwandfreiem Englisch mit reizendem deutschen Akzent. In der Hand hielt sie ein Glas

mit dem letzten Rest an Plavac, der so dickflüssig war, dass man sich damit ein Brot schmieren konnte.

– Kannst du nicht noch ein bisschen bleiben? – fragte sie Feđa bittend.

– Nein! – unterbrach sie ihn trostlos auf ihrer Sprache, die keine Verhandlungen zulässt. Und doch, ihr sanftes Gesicht war das genaue Gegenteil zu diesem harten Wort, das wie eine Verurteilung klang. Als er sie das erste Mal erblickte, dachte er, dass eine blasse, blonde Gigliola Cinquetti vor ihm stand: grazil, sinnlich, Mädchen und Frau zugleich. Jedes weitere Treffen mit ihr war vom selben Klang umspielt: was auch immer sie sagte, ihm schien es, als sänge sie *Non ho l'età*.

– Sag' zu Hause doch, dass du krank geworden bist, dass dich ein Virus niedergestreckt hat, verdammt, hier herrscht immer so eine Hitze und hohe Luftfeuchtigkeit, wir haben hier alle Bedingungen für den Ausbruch einer hübschen Epidemie, dann kannst du schön noch eine Woche hierbleiben, vielleicht sogar zwei – gab er sich noch nicht geschlagen.

Hannelore lachte schöner als alle anderen und Feđa bemühte sich jeden Tag sie zum Lachen zu bringen. Manches Mal ging ihm das völlig mühelos von der Hand – vor allem wenn ihr striktes System von Regeln und Begrenzungen und sein treuherziger Glaube, dass alles nicht nur möglich, sondern auch erlaubt war, direkt aufeinanderprallten.

– Du spinnst ja – sagte sie und streichelte mit ihren schlanken Fingern über seinen sonnengebräunten, dicht behaarten Unterarm.

– Jemand muss das... Komm schon, Honey, das Leben ist kurz, du sagst nur *Blitzkrieg* und schon liegst du im Sterbebett, dein Ho-ho-ho...



– Holzwickede.

– Genau! Es wird schon nicht untergehen, oder, wenn eine hübsche, junge Krankenschwester noch ein, zwei Wochen Urlaub dranhängt...

– Aber das ist keine Lösung. Das ist nur ein Aufschub. In zwei Wochen sitzen wir wieder zusammen, und du wirst wieder eine clevere Idee haben, wie ich meinen Urlaub verlängern kann.

Feda griff nach ihrer Schachtel *Milde Sorte* und klaubte eine Zigarette aus der Packung, leckte daran, zündete sie an und nahm einen tiefen Zug.

– Genau so werde ich es machen! Was ist denn schon dabei?

– Gar nichts, es ist super, ach, du bist so süß, deshalb liebe ich dich. Aber jeder Urlaub geht einmal zu Ende – sagte sie mit ihrem unwiderstehlichen Lächeln.

– Das ist ein Vorurteil, Honey, glaub mir, ich weiß, wovon ich spreche. Das ganze Leben ist ein Sich-Gehen-Lassen, wenn du es nur zulässt – verkündete Feda feierlich, mit ein wenig Drama im Auftritt, und verspürte diesen Abend zum ersten Mal eine leichte Abscheu seiner eigenen pathetischen Rhetorik gegenüber.

Diese Verlegenheit löste schnell eine ganz andere ab, welche er allerdings mit allen anderen Gästen auf der Terrasse teilte. Nach der Pause hatte das Vokal-instrumental-Ensemble die kleine Bühne erklommen, seine billigen E-Gitarren an ebenso unverlässliche Verstärker angeschlossen und aus den Lautsprechern krachte ein schauerlicher Lärm. Einige Sekunden lang waren alle Gesichter im Publikum zu schmerzhaften Grimassen verzerrt und die Musiker steckten panisch an den Kabeln herum, um irgendwie die Mikro-Rückkopplung in Griff zu bekommen. Nachdem sie

das Problem endlich gelöst hatten, konnte das Programm mit einer schwungvollen Komposition vom letztjährigen Split Schlagerfestival fortgeführt werden. Die flotte Ouver-türe auf der Orgel gefiel Hannelore offensichtlich.

*Hier irgendwo geboren / die ganze Welt zu Füßen / Statthalter der römischen Provinzen / der berühmte Diokletian / Die ganze Welt und Rom war sein / er aber sagte: Was soll ich damit? / und baute sich hier sein Heim / der berühmte Diokletian / als sein Haar grau war statt braun / warfer ab die goldene Kaiserbrosche / und im Garten wie eine Föhre gerad' / züchtete er die Tomat'...* – sang eine hübsche Brünette in einem weißen Plisseerock und hellblauer Seidenbluse.

– Worum geht es in diesem Lied? – fragte Hannelore.

– Darüber, wie toll es bei uns ist, warum nur hier das Leben lebenswert ist.

– Ach komm, du bist echt hartnäckig – sie ließ sich nicht so einfach überzeugen.

– Ok, vielleicht nicht genau in diesen Worten, aber das ist so ungefähr der Sinn dahinter. Wenn du es wortwörtlich willst...

– Ja, ja...

Nachdem sie sich die Übersetzung des Liedes angehört hatte, zuckte sie ein bisschen enttäuscht mit den Schultern.

– Es klingt auf Kroatisch wahrscheinlich schöner – sagte sie versöhnlich.

– Eigentlich nicht – gab Feđa mit ehrlichem Lächeln zurück. – Na, die Strophen sind jetzt nicht Gott weiß wie gut, aber das heißt nicht, dass der Gedanke dahinter deshalb falsch oder verfehlt ist. Split ist wahrhaftig ein wunderbarer Ort zum Leben. Dein Ho-ho-ho...

– Holzwickede.

– Genau das! Das kann ihm gar nicht das Wasser reichen!

– Was für ein süßer Dummkopf du doch bist – beendete Hannelore das Gespräch und zog ihn auf die Tanzfläche. Die Gruppe hatte gerade begonnen *Lontano dagli occhi* zu spielen und Feđa wurde zum ersten Mal in seinem Leben bewusst, dass er eigentlich überhaupt keine Ahnung hatte, wie das Leben außerhalb der Katastergrenzen Splits und Dalmatiens aussah.

## 5.

Wie immer bei Tagesanbruch saßen sie auf dem Bänkchen vor der Bäckerei, bliesen zufrieden ihren Zigarettenqualm in die Luft und warteten auf die letzte Runde Mischbrot.

– Schau – meinte Ljubo, und machte mit den Augenbrauen eine Bewegung Richtung Zaun – Ihre Schicht ist schon vorbei.

Auf der anderen Seite der Straße gingen zwei Frauen. Vedrana, größer und draller, schritt stolz voran, als ob sie nicht gerade eine Nacht voll anstrengender Arbeit hinter sich hätte. Zorica, kleiner und dünner, schleppte sich müde ihrer Freundin hinterher.

– Die Stirn empor gestreckt, wir Helden unserer Arbeit! – begann Vicko aus vollem Halse sein liebstes revolutionäres Lied zu singen. – Na, wie geht's, wie steht's, Genossinnen Proletarierinnen, war die Nacht fruchtbar?

– Und ist bei euch Genossen heute Nacht etwas aufgegangen? – gab Vedrana schelmisch zurück, überquerte die Straße und winkte ihrer missmutigen Freundin zu, mitzukommen.

– Wir wollen ja nicht protzen, schaut doch selbst. Wollt ihr weißes, wollt ihr schwarzes, oder vielleicht lieber ein



Brötchen, einen Krapfen... – ließ sich Vicko großzügigerweise nicht lumpen, während Ljubo blitzschnell in der Bäckerei verschwand.

– Was Süßes würde uns gut passen – antwortete Vedrana kokett, während Zorana nur müde die Augen verdrehte.

– Ihr Frauen wollt immer nur einen Süßen, ist es nicht so? Na, jetzt gibt's was Feines von uns für euch... Ljubo! Ljubo!!!

Vickos Kollege kam mit einem Tablett voll mit heißem Brot und Gebäck angerannt und die hungrigen Damen griffen begehrtlich zu.

– Langsam, langsam, werde Signorinas, wenn man euch so anschaut, glaubt man ja ihr hättet die ganze Nacht nichts in den Mund gesteckt – sagte Vicko mit unverhohlenem Stolz, dass ihm eine derart laszive Bemerkung eingefallen war.

– Leck mich, du ungezogenes Rindvieh! – fauchte ihn Zorana an, während ihr Marmelade das Kinn hinunterrann.

– Ach komm, reg dich nicht gleich so auf, du hast doch wohl nicht geglaubt, dass ich etwas Grobes, Dreckiges, in Gottes Namen, wie käme ich denn dazu... – versuchte Vicko sich herauszureden.

– Ist schon gut – beruhigte ihn Vedrana. – Zorica ist nur ein bisschen gereizt, weil sie ein Typ heute Nacht auf die Palme gebracht hat. Man glaubt nicht, was es für Leute gibt auf der Welt und welche Blödheiten denen einfallen. Ist's nicht so, meine Liebe?

Aber die gereizte Kollegin hatte bereits die Straße überquert und den Weg Richtung leere Kreuzung fortgesetzt, von der drei Wege abgingen, jeder in die düstere Vorstadt der verschlafenen Stadt führend. Vedrana zuckte resignierend die Achseln, griff mit einem schelmischen Läch-

cheln nach noch einem Krapfen und eilte ihrer Freundin hinterher.

– Du bist ein richtiges Schwein – stellte Ljubo kalt fest, als sich die Frauen weit genug entfernt hatten.

– Wer? Ich etwa? Wo ist das Problem? Jeden Morgen veralbern wir uns gegenseitig und keiner beschwert sich. Ich kann doch auch nichts dafür, dass Zorica mit dem falschen Fuß aufgestanden ist.

– Ist sie nicht, die Arme, sie ist nicht einmal dazu gekommen, sich hinzulegen.

– Willst du jetzt sagen, dass sie im Stehen gearbeitet hat?

– Ach scheiß drauf... Manchmal bist du einfach... ich sag' jetzt besser nichts.

Vicko war zutiefst davon überzeugt, dass sich die Welt ändern kann, nicht aber die Menschen. Die Karten waren schon längst gemischt, die Rollen verteilt, jeder kannte seinen Platz. Und sein Platz war über Ljubo. Er, und nicht Ljubo, hatte das natürliche, wenn nicht gar historische, Recht, Predigten zu halten und Urteile zu fällen. Noch von früher Jugend an, während ihrer Lehrzeit in der Bäckerei, war Vicko derjenige, der sprach und dem man zuhörte und Ljubo gerade mal das dankbare Publikum. Und wann immer es passierte, was allerdings selten vorkam, dass sein zahmer Freund die logische Weltordnung vergaß und seine bescheidenen Befugnisse überschritt, verstummte Vicko vor Schock.

Diesmal war die Verwirrung sogar ein Stückchen größer. Abgesehen von Ljubos Anmaßung erschütterte ihn die Erkenntnis, dass sich dieses seltsame Gefühl des Verlustes wieder in seiner Brust eingenistet hatte. Jeden Morgen, schon seit einigen Tagen, geschah dasselbe. Sobald Vedrana gegangen war, packte ihn eine Trauer, als hätte ihm

ein unbarmherziger Jemand ein Stückchen seiner Seele zerfetzt und zerknüllt. Ihm, dem vorbildhaften Ehemann, dem hingebungsvollen Familienvater, der fest im Leben stand, dem verantwortungsvollen Mann, aufopfernden Freund... Wäre er zwanzig Jahre jünger und Vedrana keine, Gott verzeih mir, Prostituierte, würde er glauben, dass der Name dieses sonderbaren Gefühls Liebe sei, aber so... nie und nimmer. Der Wind dreht wohl auf Föhn, versuchte er sich zu trösten.

– Glaubst du, die Amis werden es wirklich schaffen? – die Frage seines Freundes riss ihn aus den Gedanken.

Ljubo saß auf dem Bänkchen, den Blick in die Höhe gerichtet, auf den Ball, dessen Umrisse umso verschwommener wurden, je mehr die Morgenröte den Schleier der Nacht lüftete.

– Was schaffen?

– Auf dem Mond landen.

– Ljubo, du bist doch aus Sisak, nicht wahr?

– Was willst du damit sagen?

– Dass du blauäugig bist, das! Wie sollen die Amis das schaffen, wo die Iwans es nicht konnten?! Gibt's irgendwen größeren als die Russen, komm sag schon, gibt's wen?! – er eiferte sich Vicko mit einem Ton, der nur mehr einen Hauch von Schreien entfernt war.

– Okay, Okay, reg' dich nur nicht auf. Es fehlt nur noch, dass dich irgendwer hört, und du hast wieder einen Schlammassel am Hals wie letzten Sommer...

## **6.**

Letzten Sommer hatten wir, wie ihr vermutlich wisst, ein paar Tschechen mehr als üblich. Und sie blieben auch ein bisschen länger, weil sie auf das Ende der sowjetischen

Intervention warteten. Die Heimischen empfangen sie mit offenen Armen, so wie man eben mit den slawischen Brüdern umgeht, deren Sprache, so glaubten wir, der unsrigen verblüffend ähnlich ist. Das glaubte auch mein Vater. Und dieser Glaube bescherte ihm keine geringen Unannehmlichkeiten.

Aber um euch diese lustige Geschichte zu erzählen, muss ich zuallererst eine kleine Unterlassung berichtigen. Ich bin nämlich noch nicht dazu gekommen, euch zu erzählen, dass ich von meinem fünften Lebensjahr an hinke, humple, mein Bein nachziehe... wie auch immer ihr wollt. Es hat natürlich unschuldig und ungefährlich begonnen, so wie eben alle Kinderspiele anfangen. Und endete mit einem Fall: einem absolut idiotischen, bedeutungslosen, trivialen Fall... Sie wäre nicht einmal Wert, erwähnt zu werden, diese harte Landung beim Sprung von einer eben mal einen Meter hohen Steinmauer auf dem Marjan, wenn ich dabei nicht ein paar Knöchelchen zertrümmert hätte. Welche dann, in fünf fruchtlosen Versuchen des Hinbiegens und Begradigens, von den Ärzten so verdreht wurden, dass ich, sagen wir es mal so, ein bisschen schief blieb.

Mein Vater war von meinem Bruch und allem, was danach folgte, völlig gebrochen. Er hatte schon zuvor beschützerisch über mich gewacht, weil ich klein und schwächling war, doch nach dem Unglück multiplizierten sich all seine Sorgen und Befürchtungen und Ängste ums Hundertfache und seine Sinne schärften sich. Sobald er nur den geringsten Anflug von Spott bemerkte – oder es sich einbildete – wurde er zum Berserker. Ehrenwort.

An diesem, man könnte sagen folgeschweren Morgen, als die Tschechen mit Pauken und Trompeten in unser Familienleben traten, stand ich an der Schwelle eines

Hauseingangs in der Straße Stagnja und spielte mit einer Cowboyfigur, die mir Onkel Ljubo zum Geburtstag geschenkt hatte. Den Berg hinauf, Richtung Aussichtspunkt Vidilica, schritt ein rotbackiges tschechisches Ehepaar mittleren Alters in altmodischer Kleidung – sie in Schuhen, die an Gesundheitsschuhe erinnerten, er in braunen Kunstledersandalen über grauen Wollsocken.

– Co to máš? – fragte der einfühlsame Automechaniker aus Jungbunzlau und zeigte auf die Spritzplastikfigur. Einen schlechteren Moment hätte er dafür nicht wählen können. Denn in diesem Moment beugte sich über ihn der Schatten meines Vaters, des Amateurslawisten, der die höfliche Frage völlig verkehrt auffasste.

– Deine Mutter zottelt, du tschechischer Abschaum! – donnerte er und drückte ihm seine Pranken auf die Schultern, die vom allnächtlichen Teigkneten so gewaltig wie die von Popeye waren.

– Pane, já se omlouvám, ale... – stotterte der Unglückselige, aber Vicko goss eine wahre rhetorische Salve auf ihn nieder.

– Du Mistkerl, und was für ein Mistkerl du bist, wenn ich die in die Mangel nehme, hör ich bis zum Tag der Republik nicht auf, auf dich einzuprügeln! Hättest du gewusst, was hier auf dich wartet, wärst du noch gestern in das Loch zurückgekrochen, aus dem du gekommen bist und hättest den ganzen Weg gerufen: Hoch lebe Breschnew! Hoch lebe Russland! Hoch leben die Panzer! Gesegnet sei jeder einzelne von ihren Kampfswagen!

Sodann schritt mein Papa vom Wort zur Tat. Der Tscheche nächtigte die nächsten zwei Wochen auf Kosten des jugoslawischen Staates, aber nicht im Hotel, sondern im Krankenhaus. Mein Vater wurde zweimal angeklagt, einmal als

Schläger und dann noch als russischer Agitator, aber beide Anklagen wurden fallen gelassen, als jemand dem Richter steckte, dass der besagte Vicko, sonst nicht vorbestraft, Sohn eines Spanienkämpfers ist, eines ungewöhnlich wichtigen Mannes für unsere Bewegung, der, wie soll ich sagen, wirklich einen spezifischen Gesundheitszustand hat, und wer weiß, die Aufregung könnte ihn eventuell das Leben kosten und das wäre ein großer, eigentlich sogar schrecklicher Verlust für das Gemeinwohl unseres Kollektivs, also, wenn sie könnten, nicht wahr, schließlich, scheiß auf die Tschechen, die sind ein russisches Problem, wir müssen uns um unsere Leute kümmern, wir haben nicht so viele davon...

Und so wurde mein Vater gerettet. Und wir mit ihm. Denn, stellt euch vor, was aus uns geworden wäre, wenn sie Papa ins Gefängnis gesteckt hätten? Wir hätten von Opas, zwar durchaus anständiger, Rente von der Hand in den Mund leben müssen, gebrandmarkt mit dem Zeichen der überschweren Sünde, von der sich weder Feđa noch ich hätten reinwaschen können. Unser Gang durchs Leben hätte einem schmerzhaften Hinken geglichen, das unvergleichlich schlimmer als meines gewesen wäre. Außerdem fand ich Trost, als es mir am schlechtesten ging. Beziehungsweise, er fand mich.

Ich erinnere mich, es war zu später Stunde, und der Schlaf wollte einfach nicht kommen. Feđa schwirrte Gott weiß wo herum – ein Student wird wohl nicht mit den Hühnern und seinem kleinen Bruder zur gleichen Zeit schlafen gehen?! Ich war allein im Zimmer, mit irgendwelchen schweren Gedanken beschäftigt, als ich hörte, wie sich jemand räusperte. Arizona Dscho saß am Schreibtisch meines großen Bruders, blätterte einen dicken Jurawälzer durch und langweilte sich offensichtlich dabei.

– Sorry, Mister Tom, wenn ich dich aufgeweckt habe.

– Nein, nein, haben Sie nicht, ich habe mich nur so hingelegt, aber eigentlich bin ich gar nicht müde...

– Dir liegt also etwas auf dem Herzen – bemerkte er scharfsinnig.

– Ein wenig.

– Und was genau?

– Ach wissen Sie... ich, wie soll ich sagen, hinke...

– Und?

– Und... nichts...

– Pass mal auf! – eröffnete er feierlich, stand vom Stuhl auf, langte mit zwei Schritten bei der Zimmertür an und drehte sich auf der Stelle um. – Schau, wie ich zu dir komme.

Und was sollte ich tun, ich schaute.

– Hast du das gesehen?

– Habe ich.

– Und was hast du gesehen?

– Na Sie... wie Sie gehen...

– Und wie gehe ich?

– Schön.

Arizona Dscho ließ seine strahlend weißen Zähne blitzen.

– Du bist echt witzig, Mister Tom. Und woher kommt diese Schönheit?

Nicht ein einziges, nicht das geringste Wort, weder ein gescheites noch ein dummes, wollte mir einfallen.

– Diese Schönheit kommt vom Pferd! Ich weiß, es klingt lächerlich, aber so ist es. Wenn du reitest, ob du's willst oder nicht, verbiegest du dich völlig. Wenn du, sagen wir mal, aus Laredo mit zwei kerzengeraden Beinen aufbrichst, bis du in Yuma ankommst, sind die Beine dann schon defor-

miert und rund wie Teller. Und was passiert, wenn du vom Pferd steigst? Du wiegst beim Gehen hin und her, so wie du, verstehst du?

– Nö – demütig gab ich zu, dass mir überhaupt nichts klar war. Wäre ich ein Comicheld, würde über meinem Kopf ein Fragezeichen schweben.

– Es gibt keinen Cowboy, der nicht wenigstens ein bisschen hinkt! Es gib keinen und Punkt! Wer gerade geht, sich nicht wiegt wie eine Ähre in der Brise, der hat seinen Lebtage kein Pferd gesehen, der hat im Wilden Westen nichts verloren. Der kann Banker, Verkäufer, Totengräber, Zeitungsfritze werden, aber ein Cowboy – Never! Verstehst du's jetzt?

– Jaaa – bestätigte ich glücklich, während mir die Heiterkeit ein breites Lächeln aufs Gesicht malte.

– Alles, was du tun musst, ist ein paar Finessen einüben, aber das schaffst du mit links, Mister Tom, nicht wahr? – ermutigte mich Arizona Dscho, dann entschuldigte er sich freundlich, weil irgendeine unaufschiebbare Arbeit in Bad Rock auf ihn wartete.

Aus dem Kroatischen von Claudia Mayr







**DINO MILINOVIĆ** (Zagreb, 1959) hat einen Diplomabschluss in Archäologie und Kunstgeschichte. Seine Studien setzte er an der Sorbonne in Paris fort und promovierte an der Philosophischen Fakultät in Zagreb. Seit 2001 hat er einen Lehrstuhl an der Abteilung für Kunstgeschichte der Philosophischen Fakultät in Zagreb. Sein Lebensweg führte ihn von Zagreb nach Dortmund, Paris und New York. Milinović veröffentlichte mehrere Dramatexte und Romane: *Kradljivac uspomena* („Der Dieb der Erinnerungen“, 2002), *Tamo gdje prestaje cesta* („Dort, wo die Straße aufhört“, 2007) und *Skriveno* („Verborgen“, 2013).

**DINO MILINOVIĆ**

## **Verborgen**

### **1. DER STAATSFELD**

Sie kamen vor Tagesanbruch. Zu zweit, in schwarzen Lederjacken. Sie klopfen leise an und warteten geradezu verlegen und geduldig, bis ich die Tür aufmachte. Sie sahen sich in der Wohnung um und durchstöberten meine Sachen, als ob sie gute Freunde wären, die gewohnt waren, alles zu teilen, und die voller Vorfreude erwarteten, ein kleines Geheimnis zu entdecken, das einer von ihnen versucht hatte, vor den anderen zu verbergen. Sie überprüften die Bücher im Regal, untersuchten gründlich und ohne Eile den Schrank und die Laden, aber anstatt die Sachen durcheinander zu wühlen und, wie erwartet, eine Unordnung zu hinterlassen, legten sie sie beinahe ordentlich beiseite. Dann breiteten sie sich schläfrig auf dem Sofa aus, zündeten ihre Zigaretten an und plauderten entspannt weiter, während ich mich fertig machte. Ich protestierte nicht, ich fragte nicht nach dem Grund. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie auftauchen würden. Die Nachbarn hatten den Gestank gerochen, der sich im Treppenhaus ausgebreitet hatte, und riefen die Miliz. Oder jemand hatte die Hilferufe der Tante gehört. Oder vielleicht hat die alte Frau doch ein Telefon in die Hände bekommen, aber dies war am unwahrscheinlichsten. Das

waren meine Überlegungen. Aber die Dinge sind nie so, wie sie scheinen. Daran erinnerte mich der diensthabende Ermittlungsbeamte in der Abteilung für öffentliche Sicherheit in der Straße Petrinjska<sup>1</sup> schnell.

– Vier Jahre hast du bereits im Gefängnis in Gradiška abgesessen – stellte er fest – Und hast nichts daraus gelernt. Wie lange brauchst du? Hast du nichts zu sagen?

– Wie geht es der Alten? – fragte ich.

Er neigte den Kopf und schaute mich skeptisch an. Er war jung. Um die dreißig, vielleicht ein paar Jährchen mehr. Er hatte regelmäßige und feste Gesichtszüge und einen scharfen Blick, was ich widerwillig eingestehen musste. Das Regime hatte also mittlerweile eine neue Generation von Wachhunden, die nicht bellten, deren Biss aber sicherlich nicht weniger schmerzte, herangezüchtet.

– Spar dir das Theater! – sagte er selbstbewusst und nahm eine gelbe Mappe von dem Papierstapel auf dem Tisch. Wie ein Spieler, der weiß, dass seine Karte gewinnt, zog er mit gemäßigten und sicheren Bewegungen einige Schwarz-Weiß-Fotografien heraus und warf sie vor mich auf den Tisch. – Ich habe genug Beweise, dass du sehr wohl zurechnungsfähig bist.

Für einen Augenblick dachte ich, dass sie mich in das falsche Zimmer gebracht hätten. Doch dann erkannte ich mein Gesicht auf den Fotos: im Gespräch mit M.T. unter den Friedhofsarkaden auf Mirogoj, am Tisch mit M.T. im Fortuna, M.T., der mir mit einem breiten Grinsen seine Hand gönnerhaft auf die Schulter legte, während ich eine Kalaschnikow umarme... Bei diesem Anblick musste ich

---

<sup>1</sup> Das Polizeipräsidium von Jugoslawien hatte seinen Zagreber Hauptsitz in der Straße Petrinjska ulica.

sogar selbst lachen, als ob auf den Fotos längst vergessene unschuldige Kindheitserinnerungen waren.

– Du findest das also witzig? – fragte der Ermittler mit ernstem Blick – Kalaschnikow, Sprengstoff, Bomben... Was hattest du vor? Das System zu stürzen? So wie es aussieht, kannst du mit fünf bis sechs Jahren rechnen.

Er hatte Recht. Es war mir auch nicht nach Lachen zumute, aber nicht aus dem Grund, den er nannte. Ich verschwendete keine Gedanken an die kompromittierenden Fotos, an Marinko Topić oder die lächerliche Falle, in die ich getappt war. Mir schwebte nur ein Gedanke im Kopf herum: keiner der Nachbarn hatte etwas gehört oder gerochen, niemand hatte etwas gemeldet. Der Neffe lag noch immer dort, wo ich ihn vor ein paar Tagen zurückgelassen hatte. Mir wurde übel bei der Vorstellung an den Toten, der inzwischen angefangen hatte zu verwesen und zu stinken. Und die Tante? Ohne jemanden, der sich um sie kümmert, würde sie auch nicht lange überleben.

– Ich gestehe alles – sagte ich fast flehend – Ich bitte Sie bloß, die Wohnung in der Straße der Jugoslawischen Volksarmee zu überprüfen. Ich denke, dass ich einen Mann getötet habe.

Interessiert beobachtete er mich einige Augenblicke, rief dann den Wärter und schickte mich zurück in die Zelle. Es war eine ruhige Nacht, ohne Türgeknalle, ohne Geschrei, Gefluche und die üblichen nächtlichen Aktivitäten in einem Gefängnis. Nur der Strom knisterte in der Leitung und das Wasser rauschte durch die Rohre in den Wänden. Ich saß auf dem Bett und starrte in die Dunkelheit. Ich dachte über die Hellseherin nach, über das alte Manuskript, die ungewöhnlichen Dinge, die sich in den letzten Tagen ereignet hatten und darüber, was es hieß,



das Leben in diesem Jammertal zu verbringen, durch das wir gewöhnlich in uns selbst verschlossen schritten, blind für andere, so wie der fahrende Ritter auf der alten Grafik, die mir der Professor einst vor langer Zeit geschenkt hatte. Hatte er geahnt, dass dieses Bild eine symbolische Landkarte meiner Reise ist? Haben wir alle einen vorgegebenen Weg, auf dem sich nichts ändern wird, so sehr wir uns auch bemühten? Es genüge schon, die Augen zu schließen und wir seien schon auf der anderen Seite des Lebens, würde Céline sagen. Für mich ist es noch leichter, ich muss nur ein Auge schließen...

Beinahe Mitternacht und morgen ist Freitag, der 13. Dezember. Das Jahr neunzehnhundertsechundachtzig hätte nicht schlimmer enden können.

\* \* \*

Die Straße der Jugoslawischen Volksarmee, fünfzehn Jahre zuvor an einem späten Nachmittag. Es war kalt, Nebel hatte sich auf die Stadt gesenkt und umhüllte die Straßenlaterne, deren Licht schwach und fern wirkte, nicht imstande, den dichten Schleier zu durchbrechen, der sich um sie wie Spinnweben legte. Die wenigen Passanten, die es gab, hasteten, um so schnell wie möglich von der Straße wegzukommen. Hin und wieder raste ein Auto vorbei. Die Luft, der Nebel schien voller unheilvoller Erwartungen zu sein. Der Professor und ich gingen schweigend, erschüttert vom ungewöhnlichen Ende der spiritistischen Sitzung, an der wir gerade teilgenommen hatten. Frau S., wie der Künstlername unserer Wahrsagerin lautete, war in Ohnmacht gefallen! Sie verstummte plötzlich, wurde steif wie ein Besen und verdrehte schließlich auch noch die Augen. Zunächst dachte ich, dass es sich um einen Trick handelte, derer sich

Profis bedienten – und Frau S. war ganz gewiss ein Profi – um die leichtgläubige Kundschaft zu beeindrucken und ihr so leichter das Geld aus der Tasche zu ziehen. Doch dann rann ihr Blut aus der Nase und sie begann unkontrolliert zu zucken. Sie wäre vom Stuhl gerutscht und auf den Boden gefallen, wäre ich nicht aufgesprungen, um sie aufzufangen. Ins Zimmer rannte auch ihr Neffe, ein großer, dünner junger Mann mit langem, unordentlichem Haar, in Jeans und zerschlissenen Pantoffeln. Zusammen richteten wir sie auf und setzten sie in den Sessel. Der Professor war zu Tode erschrocken, er stand reglos da und blickte uns mit einem dümmlichen Ausdruck an. Der Neffe hingegen war nicht übermäßig besorgt; die Visionen erschöpften die Tante immer, die alten Griechen hätten es göttlichen Wahnsinn genannt, sagte er. Aber im Unterschied zu Pythia, die schwefelige Dämpfe eingeatmet hätte, inhalierte die Tante nichts Stärkeres als Tabak, lachte er lauthals. Verwirrt schnappten wir uns das Manuskript, bezahlten schnell und verließen eilig die Wohnung der Hellseherin.

– Das tut mir leid – sagte ich, vor allem, um die unangenehme Stille zu unterbrechen, die uns nebst dem Nebel umgab. Eigentlich war ich froh, der Professor hatte sich das alles selbst zuzuschreiben. Um uns herum passierte so viel, ganze Welten brachen um uns zusammen, aber statt Teil der im Entstehen begriffenen Zukunft zu werden, glitten wir durch die dunkle Straße wie einsame Schatten, Dantes Verdammte, verurteilt dazu, nie am richtigen Ort zur richtigen Zeit zu sein.

– Ich begreife es nicht! – sagte der Professor endlich und beschloss, mitten auf dem Fußgängerübergang stehen zu bleiben. – Herak, fanden Sie wirklich nichts ungewöhnlich?



– Was soll ich denn ungewöhnlich finden? – ich musste geduldig bleiben, dachte ich mir, während ich ihn von der Straße drängte. – Da haben Sie ein hübsches Sümmchen gezahlt! Obendrein könnte ich wetten, dass uns der Neffe übers Ohr gehauen hat!

– Sie haben doch dasselbe gehört wie ich. Denken Sie etwa, was Frau S. erzählt hat, war ausgedacht? Der große Fluss im Wüstenland? Die gepanzerten Reiter? Der Bronzeadler und der Purpurmantel? Das würde heißen, dass sie tagelang die Geschichte studiert hatte, nur um uns zu täuschen, und das für zwanzigtausend Dinar?! – sagte der Professor und deutete mit dem Finger in die Richtung, aus der wir gekommen waren.

– Ist das denn wenig? – rief ich und streckte die Arme hilflos aus – Das ist mehr als mein Assistenzgehalt! Professor, Sie glauben doch nicht an Wahrsagerinnen?

Am wenigsten glaubte ich an Frau S. Ein Blick auf sie genügte mir. Sie empfing uns in einem einfachen, rötlichen, mit einem Blumenmuster durchzogenen Morgenmantel. Eine kleine, zarte Frau um die sechzig, mit einem ungewöhnlichen Knäuel aus braunem Haar auf dem Kopf, zusammengebunden zu einem Knoten und mit einem Haarnetz befestigt. An einer dünnen silbernen Kette hing ihr eine kleine Brille um den Hals. Es war nicht schwer, sie sich in der Gesellschaft ihrer Altersgenossinnen vorzustellen, wie sie sich beim Kaffeesatzlesen vergnügten, Canasta spielten und über Freundinnen lästerten. Anstelle einer Höhle voller Fledermausflügel, Froschschenkel und dem üblichen Hexensortiment, mit dem man in seiner Fantasie mit wahrsagenden Hexen verband, war die Wohnung eine ordentliche und gemütliche bürgerliche Wohnung, die man sich im Alter wünschen würde. In einer Ecke des

Zimmers stand der Fernseher, vor ihm ein Lehnstuhl und eine Stehlampe auf einem schmalen, hohen Ständer mit einem plumpen großen Lampenschirm; gegenüber, in der anderen Ecke, war eine große Glasvitrine mit Porzellanfiguren und Gläsern. Auf den Wänden hingen Stickbilder und Gemälde verschiedener Formate, Techniken und Inhalte, ohne bestimmte Reihenfolge, was den etwas wirren Geschmack der Besitzerin verriet. Über alledem, in der Mitte der Zimmerdecke, genau über dem Tisch, an dem sie saßen, hing ein großer hölzerner Leuchter, eine monströse und bedrohliche Installation mit etwa zwanzig Glühbirnen, die alle eingeschaltet waren, als wäre, um in die Zukunft zu blicken, Licht unentbehrlich und nicht Dunkelheit, wie gemeinhin geglaubt wurde.

– Hatten Sie das überhaupt nötig? Sie sind doch der größte Experte für alte kroatische Manuskripte, Sie wissen am besten, ob es ein Marulić ist oder nicht! Warum veröffentlichen Sie es nicht einfach?

Er antwortete nicht und ging nur schweigend weiter, seinen Blick auf den Boden gerichtet. An seiner Stelle würde ich mich auch schämen! Ich dachte immer, dass all diese Geschichten, wie Kaffeesatz lesen und Ähnliches, nur für Leichtgläubige und Naive bestimmt waren, und nun musste ich mit Verwunderung feststellen, dass der Professor einer von ihnen war. Aus der Straße der Wahrsagerin bogen wir in die Andrija-Medulić-Straße ein und begaben uns in Richtung der Straße Ilica. Für einen Augenblick dachte ich, dass ich vorhin vielleicht zu harsch war, ich war ja sogar bereit die Möglichkeit zuzulassen, dass es irgendwelchen besonders begabten Leuten möglich war, durch die Zeit zu reisen. Ähnliche paranormale Erfahrungen gab es schon immer, vom Orakel von Delphi bis zu Lourdes und

Fátima; wer würde es wagen zu sagen, dass dies alles Illusion oder einfach nur Betrug war?! Aber auch wenn die komische alte Rentnerin in ihrem geblühten Morgenmantel durch irgendein Wunder doch ein echtes Medium wäre, wer würde ihre Worte überprüfen können? Unsere Kollegen, die Historiker? Sie würden lachen, wenn wir ihnen von unserem Experiment mit dem Übernatürlichen erzählen würden! Der Professor käme vielleicht damit noch davon, angesichts seiner Reputation und seines Alters, aber meine wissenschaftliche Karriere wäre beendet, noch bevor sie angefangen hatte! Nein, diese Geschichte muss vergessen werden, so schnell wie möglich! Das ist kein Groschenroman, in dem es jedem frei zusteht, zu erdichten und zu konfabulieren, wie es einem gerade einfällt! Außerdem wurde um uns gerade Geschichte geschrieben und dieser Gedanke führte mich dazu, die neue Ausgabe des *Hrvatski tjednik*<sup>2</sup> aus meiner Manteltasche zu holen.

– Professor, haben Sie den Leitartikel von Gotovac im neuen *Tjednik* gelesen, seine Kritik an dem Vorschlag einer Verfassungsänderung? Wir dürfen das nicht akzeptieren, das würde heißen, dass wir nicht Herren im eigenen Haus sind, nicht wahr... Professor?

Er blieb stehen und blickte mich an, irgendwie bemitleidend, sagte aber nichts. Das hat mich schließlich verärgert: sich um ein altes Manuskript zu kümmern, Seherinnen und Wahrsagerinnen zu besuchen und gleichzeitig in die-

---

<sup>2</sup> Wochenzeitung *Hrvatski tjednik – novine za kulturna i društvena pitanja* („Kroatisches Wochenblatt – Zeitung für kulturelle und gesellschaftliche Fragen“), herausgegeben vom Kulturverband *Matica hrvatska*. Die Zeitung veröffentlichte regimekritische Texte zur Zeit des Kroatischen Frühlings und wurde ebenso wie *Matica hrvatska* 1971 vom kommunistischen Regime verboten.

sem Ausmaß gegenüber dem Schicksal des eigenen Volkes gleichgültig zu sein. Wie selbstsüchtig! Noch schlimmer, wie feige! Ich war kurz davor, ihm alles ins Gesicht zu sagen. Zornig entschloss ich mich aber, ihn alleine zu lassen und ins Studentenzentrum zu gehen, die anderen sind sicher schon dort und können es kaum erwarten, mit der Probe zu beginnen! Von meiner Rolle als Hamlet in der neuen Aufführung des Studententheaters habe ich dem Professor nichts erzählt, er würde mir nur davon abraten wollen, genau wie er mir von der Teilnahme an den Demonstrationen abriet! Hier bist du sicher, würde er mir sagen. Sicher wovor? Wovor fürchten sie sich? Warum gehen sie nicht auf die Straße, zusammen mit uns Studenten, Schulter an Schulter?! Das wäre ein Bild! Von wegen Paris, Sorbonne oder Boulevard Saint-Germain! Und wenn die Regierung Gewalt anwendet, was, wenn sie uns die Armee an den Hals hetzt, wie das manche ängstlich voraussahen? Na wenn schon! Sind wir denn nicht alle freie Menschen, denen es nicht egal sein darf, wie unser Staat sein wird – genau so, wie Vlado Gotovac im *Tjednik* geschrieben hatte?! Damit beschäftigte ich meine Gedanken, als uns eine Gruppe Studenten, die sich schon seit dem frühen Morgen am Platz der Republik versammelt hatten, entgegenrannte. Ein schwarzer Polizeikombi folgte ihnen in die Kreuzung und kam mit quietschenden Bremsen zum Stehen. Heraus sprangen Männer in blauen Uniformen und Schlagstöcken in der Hand und rannten den jungen Männern hinterher. Erst als ich die lauten Zurufe der Milizionäre hörte, begriff ich, dass es wahr war, was sich die letzten Tage in der Stadt herumgesprochen hatte: Aus anderen Teilen Jugoslawiens waren Einheiten gekommen, um Ordnung auf den Zagreber Straßen zu schaffen.

An die Häuserwände gedrückt gingen wir vorsichtig weiter und schlichen uns beim Café Medulić vorbei, als plötzlich aus einem Innenhof zwei Männer in blauen Uniformen hervorschoßen. Ich erinnere mich nicht mehr, wer zuerst zu rennen begann. Der Professor war jedoch ein älterer Herr, langsam und unbeholfen, im Nu hatten sie ihn gefasst. Ich hörte grobe Stimmen und Beschimpfungen und sah den Milizionär seinen Schlagstock heben. Der Professor hielt seine Hände beschützend vor dem Kopf, um die Schläge abzuwehren. Dann richtete er sich für einen Augenblick auf, geradezu heroisch riss er sich los und warf mir mit der rechten Hand die Ledertasche zu, die er die ganze Zeit über fest gehalten hatte.

– Bring das Manuskript zurück! – rief er, bevor er sich auf den Boden warf und sich wie ein Igel einrollte.

Ich ergriff die Tasche. Die Milizionäre pfften, winkten mir nach, schimpften und riefen, dass ich stehenbleiben sollte, ich aber rannte so schnell ich konnte, direkt zu Snježana, sagte ihr, sie soll die Tasche an einem sicheren Ort aufbewahren und begab mich dann schleunigst ins Studentenzentrum. Auf dem Weg musste ich mir selbst eingestehen, dass ein mutiger Mann dem Professor vermutlich zur Hilfe gesprungen wäre, aber der Anblick der Gewalt, die sich in jenem Moment auf uns gestürzt hatte, hatte mich überwältigt und eingeschüchtert. Beschämt schwor ich mir, das nächste Mal bereit zu sein.

\* \* \*

Der Ermittler rutschte auf seinem Stuhl hin und her. Ihm gefiel dieses Heraufbeschwören des Jahres einundsiebzig nicht, der studentischen Protestbewegung und des bruta-

len Vorgehens der Miliz. Warum machte Herak das? Dachte er etwa, in ihm auf diese Weise Gewissensbisse hervorzurufen? Sich als Opfer darzustellen und seine Sünden wären damit vergeben? Dachte er das etwa? Nun, das wird ihm nicht gelingen! Auf der Prioritätenliste des Ermittlers steht der Kroatische Frühling nicht an oberster Stelle. Außerdem war das vor fünfzehn Jahren gewesen! Damals war er achtzehn Jahre alt, stand kurz vor dem Schulabschluss, war verliebt in Eva Nemecova aus Prag, mit der er im Park Šubićevac sein erstes Mal erleben durfte... Er interessierte sich für Evas schöne, runde Brüste, ihre schlanken Beine und ihren festen Hintern und nicht für Diskussionen über die Verfassung, die Wirtschaft, kroatisches Geld in kroatischer Tasche und all die Parolen, mit denen die Protestführer die Massen aufrührten. Heute hatte er sicherlich nicht vor, darüber nachzudenken, ob es nötig gewesen war, Leute einzusperren und ihnen wegen des Singens von patriotischen Liedern einen Prozess zu machen und ob es sich dabei tatsächlich um das *Fetischisieren der Nation und der nationalen Vergangenheit* oder um *nicht ausgelebte und vererbte negative Tendenzen in der Kultur, Linguistik und anderen geistigen Sphären der Gesellschaft* handelte, wie es die Kommission des Zentralkomitees in ihrem Bericht aus dem Jahr 1972 geschrieben hatte, den sie an der Akademie im Fach gesellschaftspolitische Erziehung detailliert studieren mussten. Nicht einmal die Tatsache, dass ihm der lebende Beweis für Repression und überflüssige Brutalität der Miliz gegenüber saß, ein Mann, der mit Recht nach deren Berechtigung fragen und vor Gericht eine Entschädigung verlangen könnte, würde seine Entscheidung beeinflussen.

Außerdem haben sich die Zeiten geändert, heute ist das Verprügeln und Misshandeln politischer Gefangener nicht

mehr möglich; heute leben wir in einer Gesellschaft, in der Extreme und Exzesse seltener geworden sind, schlicht und ergreifend deswegen, weil es dafür keinen Grund und Bedarf mehr gibt. Heute gibt es den Sender *Radio 101*<sup>3</sup>, die Zeitschrift *Polet*<sup>4</sup>, in der Musik *Novi val*<sup>5</sup> und Filme wie *Samo jednom se ljubi*<sup>6</sup> oder *Ko to tamo peva*<sup>7</sup>... Heute ist wohl jedem klar, dass der Bund der Kommunisten nichts Anderes ist, als ein diskreter Führer auf einem Weg, der eines Tages in einer Welt ohne Grenzen enden wird. Ja, der Ermittler war sich sicher, eines Tages würde es die Berliner Mauer, den Eisernen Vorhang, den Ostblock und den Westblock, die Erste, Zweit und Dritte Welt, die Blöcke und die Blockfreien, die Roten und die Schwarzen, den Staatssicherheitsdienst und politische Gefangene nicht mehr geben. Man wird ohne Pässe reisen können, zu Land und zu Luft, die Natio-

- 
- 3 Studentenradiosender aus Zagreb; 1984 als offizieller Sender des sozialistischen Jugendbundes des Zagreber Stadtteils Trešnjevka ins Leben gerufen unter dem Namen *Omladinski radio* („Radio der Jugend“). Der Sender diente als eine Art Ventil, um mögliche Studentenunruhen zu unterdrücken und es war den Redakteuren bis zu einem gewissen Grade erlaubt, kontroverse Themen, zumeist auf humoristische Art, zu behandeln. 1996 wollte der damalige Präsident der Republik Kroatien, Franjo Tuđman, den Sender auflösen, was die größte Massendemonstration in der kroatischen Geschichte auslöste.
  - 4 Wochenzeitschrift des Sozialistischen Jugendbundes von Kroatien; war in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts besonders beliebt und befasste sich mit nicht-linientreuen Themen wie Musik, Film, Comics und anderen Subkulturen.
  - 5 Jugoslawische Version der Punk- und New-Wave-Bewegung.
  - 6 Film *Samo jednom se ljubi* („Man liebt nur einmal“) aus dem Jahr 1981 von Rajko Grlić. Befasst sich auf humorvoll-kritische Weise mit der Nachkriegszeit in Jugoslawien.
  - 7 Film *Ko to tamo peva?* („Wer singt denn da?“); schwarze Komödie aus dem Jahr 1980 von Slobodan Šijan.

nen werden zu einer verschmelzen, Grenzen werden nicht existieren, Zollbeamte werden ohne Arbeit bleiben, es wird nur die Aufteilung in gute und böse Jungs bleiben und die Notwendigkeit, dass die Guten die Bösen an der Kandare halten. Vielleicht war das eine Utopie, aber das war seine Vorstellung von der Zukunft, sein Traum, etwas, worum es sich anzustrengen lohnte und wenn es nötig wäre, sich auch zu opfern. Außerdem ist heute Samstag, draußen riecht es nach Schnee und er fühlt sich ruhig und ausgeglichen, jedoch wach und voller Elan, als träte mit dem Schnee etwas Neues, etwas Wichtiges in sein Leben ein. Jetzt ist nicht Zeit für Gespräche über die Vergangenheit. Das, was geschehen ist, ist geschehen. Außerdem tragen wir alle die Konsequenzen für unsere Handlungen, so auch sein heutiger Häftling.

Er öffnete sein Heft und begann aufzuschreiben. Damir Herak. Datum und Uhrzeit des Gesprächs, Fragen, Antworten, trotz des eingeschalteten Diktiergeräts. Jeder Fall, ein Heft. Seine Kollegen meinten, dass er übertreibt, sie machten sich hinter seinem Rücken lustig darüber, aber er war überzeugt – seine Resultate bestätigten das außerdem – dass hinter jeder erfolgreichen Ermittlung, und er hatte schon eine Menge hinter sich, Arbeit, Arbeit und nur Arbeit steht und danach kommen erst die zehn Prozent Talent.

– Du hattest eine Freundin, Snježana... Nach all den Jahren musst du doch Sehnsucht nach ihr haben!

In den für seine Größe zu kleinen Stuhl gedrückt hob der Angeklagte seinen Kopf und sah ihn an. Der Ermittler wusste, dass die Schuld am einfachsten in den Augen zu erkennen ist, denn die sind das Fenster zur Seele; das ist eine alte, wohl bekannte Wahrheit, aber sein Häftling war auch in dieser Hinsicht anders: während sein linkes Auge



dunkel, lebendig und scharfsinnig war, trieb das hellere rechte ohne Rückhalt in seiner Höhle wie in Formalin. Dieser verwirrende Anblick zwang den Ermittler, als Erster den Blick abzuwenden.

Aus dem Kroatischen von Marina Senjak





**SVEN POPOVIĆ** wurde am 19. September 1989 in Zagreb geboren. An der Philosophischen Fakultät in Zagreb begann er 2009 vergleichende Literaturwissenschaften und Anglistik zu studieren. Im gleichen Jahr veröffentlichte er die Übersetzung von Henry David Thoreaus Essay *Walking*. Er war als Autor für die Zeitschrift *Aktual* tätig und zur Zeit verfasst er Musikkritiken für die Fachzeitschrift *Hifi Media* und das Musikportal *Kultivator*. Außerdem ist er als Literaturkritiker für den Herausgeber *Moderna vremena* tätig. 2010 wurde sein Essay *Bratstvo, jedinstvo i rock & roll* („Brüderlichkeit, Einheit und Rock & Roll“) in der österreichischen Literaturzeitschrift *Wespennest. Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder* veröffentlicht. Seine Kurzgeschichte *Robbie nije zaljubljen, Joeyju je sve pet, a ja blefiram već dvadeset godina* („Robbie ist nicht verliebt, bei Joey ist alles klar und ich bluffe schon zwanzig Jahre lang“) wurde im Jahr 2011 herausgegeben. Die Kurzgeschichte *Razglednice s kolodvora* („Ansichtskarten vom Bahnhof“) wurde in die Anthologie junger kroatischer Prosaisten *Bez vrata, bez kucanja* („Ohne Tür, ohne Anklopfen“) aufgenommen. Seine Texte wurden in den Literaturzeitschriften *Quorum* und *Zarez* veröffentlicht. Er lebt und arbeitet (nicht) in Zagreb.

**SVEN POPOVIĆ**

## **Der Himmel im Schlamm**

### **WENDERS UND HEIßE SCHOKOLADE**

Im Dunkeln des Kinosaals fühle ich mich wie im Traum. Gelähmt sitze ich da und betrachte die bunte, blendende Leinwand der rasenden Bilder, nicht im Stande, den Blick abzuwenden und an etwas Anderes zu denken. Filme schaue ich alleine, aber ich träume an Modestys Seite, dann bebt mein ganzes Wesen und ist voller Leben. Ich lehne den Kopf an ihre magere Schulter und rieche den Duft ihrer Körperlotion, die mit dem Duft des Frühlings vermischt ist. So riecht sie. Sie schläft immer zusammengekauert, das bewegt mich dazu, mich an sie zu schmiegen, all ihre Albträume abzufangen und sie an ihrer Stelle zu träumen. Ich liebe sie so sehr, dass ich oft träume, dass sie stirbt.

Das Aufwachen war immer schön. Sie wachte für gewöhnlich vor mir auf, öffnete das Fenster, setzte sich auf die Fensterbank und steckte sich ihre erste Morgenzigarette an, die ihrer Ansicht nach am besten schmeckt. Mir schmeckt jede Zigarette gleich schlecht und eigentlich ist mir nicht klar, warum ich rauche. So rauchte Modesty also und beobachtete die Straße, die sich langsam mit Menschen füllte. Manchmal hob jemand auf der Straße den Blick und sah die schlanke junge Frau, die nur in Slip und

Unterhemd am Fenster raucht. Wer weiß, was sie in diesem Moment dachten. Mir würde ein gefallener Engel in den Sinn kommen, der sich von der gestrigen Party erholt. So wachte ich nur auf und sah sie an. Jeden Tag entdeckte ich ein neues Detail.

Ich fing bei den Füßen an. Ihre Zehennägel waren rot lackiert. Ich verfolgte die Kontur des Beines bis zu den Knien, die kindlich aussehen, sie waren voll von Narben und blauen Flecken. Die Kontur führte zum Slip und den knöchigen Hüften. Das Bein, das näher zum Fenster war, war ganz ausgestreckt und formte mit dem zweiten ein nahezu perfektes, rechtwinkliges Dreieck. Den Körper und den Kopf lehnte sie an den Fensterrahmen und beobachtete die Straße, manchmal rutschte ihr ein Träger von der Schulter hinunter. Braunes, ungekämmtes Haar fiel ihr bis unter das Kinn und zwei Obsidiane registrierten, noch im Halbschlaf, was auf der anderen Seite des Fensters geschieht. Einer ihrer Arme war neben dem Körper ausgestreckt und in der anderen Hand hielt sie die Zigarette. Ihre Nägel waren meistens rot, aber diesmal war der Lack etwas abgeblättert.

Ich stand auf und küsste sie. Sie warf die Zigarette aus dem Fenster, stieg hinunter, stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste mich, dann ging sie schweigend in die Küche. Stumme Morgenstunden, die am lautesten in der Erinnerung hallen.

\* \* \*

Wieder im Kinosaal. Bildchen aus der Fantasie gleiten über die Leinwand. Ein Fluss aus Gedanken und Erinnerungen. Masochismus der übelsten Sorte. Ich finde mich auf der Straße wieder, in eine Pfütze starrend, in der sich die Lich-

ter und das Leben um mich herum spiegeln. Die Zigarette im Mund, ich kann das Feuerzeug nicht finden. Ich stehe festgefroren da, nicht im Stande, einen Einklang mit der Welt zu finden. Und plötzlich steht alles still. Menschen, Straßenbahnen, Himmel, Regen, Schmerz, Selbstmörder. Stell dir nur einmal vor, wie es diesen Selbstmördern geht, wenn sie in der Zeit festgefroren sind. Ein statischer Moment des Todes, ein ewiges Warten auf den Fall.

Ich mache eine Kehrtwende und sehe mich um. Tatsächlich bewegt sich nichts, alles widersetzt sich der Physik. Außer mir. Wieder einmal ziehe ich den Kürzeren und bin abhängig von der Physik und den Gesetzen von Mutter Natur und Vater Zeit. Und dann wundern sich die Leute, wenn ich behaupte, ein Verlierer zu sein und Gegenstand des Gespöts aller Götter, der gegenwärtigen, der pensionierten und der vergessenen.

Ich höre Schritte. Ha! Ich bin also nicht der einzige Verlierer, es gibt mehr von unserer Sorte. Vielleicht ein junger Herausforderer, der mir den Titel streitig machen will. Aber, so geht das nicht! Die einzige Sache, die schlimmer ist, als der größte Verlierer zu sein, ist, an zweiter Stelle zu liegen. Aber ich erblicke mich selbst. Das beunruhige mich, gelinde gesagt.

Na siehst du, sagt dieses andere Ich.

Na, was soll ich sehen? Ich sehe nur mein sympathisches Gesicht und eine festgefrorene Stadt.

Du hast deinen Schatten verloren, du kriegst nichts auf die Reihe.

Tue ich wohl.

Und deswegen gehst du aus dem Kino, bevor der Film zu Ende ist? Ich dachte, du magst Wenders.

Mag ich ja. Ich ging nur hinaus, weil...

An die frische Luft? Hör mal, mich kannst du nicht verschleißen. Du bist im Arsch. Du hast keine Ideen, du hast keinen Job, du hast keine Freundin, du hast nicht einmal ein Feuerzeug.

Ich will keinen Job, das hab ich mir geschworen. Und dass ich mich niemals kämmen werde.

Er kommt näher, nimmt ein Feuerzeug heraus, gibt mir Feuer.

Wer bist du? frage ich ihn.

Ich bin dein Schatten.

Ich bin kein Genie, aber Schatten sind schwarz-grau, halten sich am Boden oder an den Wänden auf und sprechen nicht.

Wie erklärst du dann mich?

Ich zucke mit den Schultern. Er kommt noch näher, zieht mir die Zigarette aus dem Mund und wirft sie weg.

Hör auf, jedem was vorzuspielen. Hör auf zu rauchen. Du bist erst zwanzig, dann benimm dich auch so. Wenn du schon verloren bist, sei ein verlorener Junge und kein verlorener Dummkopf.

Warum benutzen alle um mich herum Peter Pan Metaphern?

Sicher nicht, weil du reif bist und den Anschein eines bodenständigen und ausgeformten Menschen erweckst.

Ich will nicht ausgeformt sein, das würde heißen, dass in mich nichts mehr hineinpasst. Ich bin auch nicht verloren, denn wie kann ich unterwegs verloren gehen, wenn es keinen Ort gibt, an dem ich mich am Ende ausruhen kann?

Das ist dein erster intelligenter Satz. Schreib das auf, fang wieder an zu schreiben, komm in die Gänge.

Er hatte recht. Ich muss wieder in die Gänge kommen, aus dem Schlamm steigen, aufhören zu fantasieren und

die Sterne in eine günstige Position rücken. Das konnte ich nicht alleine. Ich brauchte meinen Schatten.

Wie kommt es, dass du verschwunden bist, Herr Schatten? Oder Frau Schatten? Wie soll ich dich überhaupt ansprechen, in Anbetracht dessen, dass du eine Schattengestalt bist? Eine männliche Schattengestalt, du Schatten!

Der Schatten, verbessert er mich. Es musste dir was widerfahren, damit du mit deinem Selbstmitleid aufhörst.

Reicht es nicht, dass Modesty auch verschwunden ist?

Das war notwendig, damit du begreifst, dass alles, was du brauchst, in dir selbst steckt und nicht in anderen.

Ich schwieg lange, bis mich der Schatten aus den Gedanken riss.

Und, wie war der Film?

Beschissen. Statt Wenders bekam ich eine Retrospektive. Ich versuchte mein Geld zurückzubekommen, aber der Typ an der Kasse zeigte nicht allzu viel Verständnis.

Viel Glück nächstes Mal, Kumpel.

Und was nun?

Geh nach Hause, schlaf dich aus. Ab morgen arbeiten wir an dir.

Ich schaffe es in letzter Sekunde, in die Sechs zu springen. Den ganzen Weg sah ich aus dem Fenster. Der Neumond schwebte im eingefrorenen Himmel, irgendein Typ saß auf der Sichel und las Zeitung.

Maroje und Mislav sitzen am Küchentisch, diskutieren etwas Erhabenes, sie schenken mir nicht allzu viel Beachtung. Ich öffne den Kühlschrank und sehe, dass kein Bier mehr da ist. Ich frage sie nach einem Kaffee. Es gibt keinen Kaffee, sie haben heiße Schokolade gemacht.

Super, sage ich.

Jetzt ist sie schon kalt.

Das macht nichts.

Ich setze mich an den Tisch, überall Asche und Kaffeeflecken. Maroje macht die Zigarette aus und fragt mich, wie der Film gewesen ist. Die Antwort schicke ich ihm telepathisch, er versteht mich nicht. Er sagt, dass Modesty angerufen hat, ich soll alle Sachen aus ihrer Wohnung abholen. Ich trinke die Schokolade und breite mich auf dem Sofa aus. Ich träume von einer Wüste, wo der Sand die Farbe ihrer Haut hat und die Nächte dunkel und klar sind, wie ihre Augen.

Aus dem Kroatischen von Ramona Novinić

### **MICHAEL JORDAN, MEIN GURU**

*Sprechend suchen wir nach azurblauen Morgen – Idoli*

Der improvisierte Aschenbecher wirkt wie die aberwitzige Skulptur eines zeitgenössischen Künstlers. Eine durchgeschnittene und von Zigaretten durchlöchernte Plastikflasche, darin etwas Cola und eine Menge Kippen. Die Kippen treiben dahin wie tote Fische an der Wasseroberfläche. Maroje glotzt die Skulptur an, sein Meisterwerk.

Zähl die Zigaretten nicht, sage ich zu ihm, das wird dich nur deprimieren.

Die Platte rauscht schon seit langem, niemand hat Bock, sie auf die B-Seite umzudrehen. Eigentlich sind nur Maroje und ich wach. Sven und Marin schlafen schon seit einigen Stunden auf der Couch. Maroje und ich haben betrunken über Literatur gelabert, das ist schon zur Gewohnheit geworden bei uns. Ich stehe auf, gehe ins Badezimmer. Die Augenringe und die roten Augen sind Mosaikteilchen des Wahnsinns von gestern Nacht. Betrunken haben wir Nick Cave zu einem Gott erklärt. Cohens *Hallelujah* erklärten wir



zum allerschönsten Lied im Kosmos und schlussfolgerten, dass göttliche Intervention beim Schreiben des Liedes eine Rolle gespielt hat. Wir konnten unsere Tränen kaum zurückhalten, als wir darüber nachdachten, was passiert wäre, hätten sich Mick Jones und Joe Strummer im Jahr 2001 getroffen, und beschlossen, The Clash erneut zu vereinen und ein Album aufzunehmen. Wir sind einundzwanzig Jahre alt und wir glauben, es gibt nichts außer Musik und schönen Mädchen. Literatur dient uns nur als Quelle von Zitaten für Anmachsprüche. Wir sind einundzwanzig und von Wundern umgeben.

Ein Brummschädel am nächsten Morgen zählt nicht zu diesen Wundern.

Ich habe von Michael Jordan und Scotty Pippen geträumt, rufe ich Maroje zu.

Was haben sie dir gesagt?

Michael hat mir gesagt, ich soll nicht mehr Fußball spielen, wenn mir Basketball liegt. Ich bin mir sicher, dass sich dahinter eine tiefere Bedeutung verbirgt.

Du hast schon lange nicht mehr über Modesty geredet.  
Über Andrea.

Sie mochte nicht, dass man sie mit...

... Ihrem normalen Namen anspricht. Ja, ja. Ich weiß.

Wie kommt das?

Was gibt es da überhaupt zu sagen? Unsere Begegnung, zum Teufel, unser gesamtes Verhältnis war ein Fehler im Verwaltungssystem des Schicksals.

Bist du dir sicher, dass da nicht Verbitterung aus dir spricht?

Ich bin nicht reif genug, um verbittert zu sein.

Auch wahr. Gehst du heim?

Ich nicke. Bis bald.

Draußen erwartet mich ein sonniger Wintermorgen. Ich erwische die Straßenbahn. Ich setze die Sonnenbrille auf, um meine Augen keinen weiteren Reizen aussetzen zu müssen. Überhaupt gehe ich so weit, mich vollständig von den äußeren Reizen zu isolieren. Meine Gedanken werden zu laut.

Ich habe beschlossen, die Worte zu verlassen, um in die Stille einzutreten. Worte zementieren Dinge ein. Wenn man dir zum Namen Adjektive anhäuft, schafft man dir eine neue Identität. Etwas, was mit dir nichts zu tun hat. Dann bist du erledigt.

Ich steige aus der Straßenbahn. Gehe am Schulhof vorbei. Kinder spielen Fußball, die Kräne am Rande des Viertels kratzen an der Wolkendecke und die Spatzen baden in der Pfütze. Ihnen geht es blendend. Ich mag Pfützen, in ihnen spiegelt sich der Himmel. Manchmal bleibe ich stehen und starre in mein Abbild in einer Pfütze, ich denke darüber nach, ob ich real bin, oder ob ich nur die Spiegelung des Typen in der Pfütze bin. Wenn ich die Spiegelung bin, verschwinde ich, sobald er sich wegbewegt. Ich stehe und starre. Alles in Ordnung, ich bin noch immer in der Lage, innezuhalten und mich über alles um mich herum zu wundern. Ich gehe in die Wohnung und beschließe, mich für den Rest des Tages nicht zu bewegen.

Jura beobachtete mich aus der Ecke des Zimmers. Nur ihn störte der Staub nicht. Meine Freunde behaupten, dass das Zimmer meinen mentalen Zustand widerspiegelt. Ich hatte keinen Schimmer, dass sich Staub auf die menschliche Seele legen könnte, aber es scheint, dass er alle unbeweglichen Dinge letztendlich bedeckt. Ich fragte Jura, ob denkt, dass ich endlich das Zimmer saugen sollte. Er verzog sich schleunigst in die Ecke. Jura ist nutzlos.

Jede Nacht ist zu einer mehrköpfigen Hydra geworden, die Frage ist, in welchen Rachen wir springen, um uns zerreißen zu lassen, um am Morgen ausgespuckt zu werden. Maroje behauptete, dass das in Verbindung mit dem Hemingway'schen Mythos vom modernen Mann steht. Wir können vernichtet, aber nicht besiegt werden. Mir scheint es, wir wissen einfach nicht, was wir mit uns selbst anfangen sollen. Der Hemingway'sche Mann würde aufstehen und dort weitermachen, wo er aufgehört hatte. Wir lagen einfach da und gafften den Himmel an.

Es scheint, als seien Flecke in der Luft. Die Luft ist krank. Es geht ihr nicht gut. Das menschliche Geschlecht könnte ersticken. Obwohl, so schlimm wäre das gar nicht. Auf der anderen Seite, die Menschen sind zu schlau, um einfach so auf das Recht auf Leben zu verzichten. Sie würden einen Ersatz für Luft finden. Sie haben schon einen Ersatz für Glück gefunden. Und für die Wirklichkeit. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie auch die Luft als überflüssig einstufen. Sie. Sie. Du bist auch Angehöriger dieser Spezies, du selbstzufriedenes Arschloch, bilde dir nicht ein, dass du dich von der k.o. geschlagenen Welt losgerissen hast, dass ausgerechnet du der bist, der nicht durch die monochromen Felder im Einklang mit den Regeln gleitet.

Mein Problem ist, dass ich nicht lügen kann. Ich bin nicht einmal fähig, mich selbst zu belügen. Deswegen habe ich auch so oft Liebeskummer wegen der Mädchen, weil ich überzeugt bin, dass jede von ihnen meine große Liebe ist.

Ich bemühe mich, ein guter Mensch zu sein, aber, wie ein Heiliger sagte, die Folge davon sind nur Gewissensbisse. Also, beschloss ich, es erst gar nicht weiter zu versuchen. Egal was. Ich beschloss, nur zu existieren. Und so existiere ich und komme vom Kiosk zurück, eine Zigarette im Mund,

die Sonne in meiner Sonnenbrille und sehe einem Jungen zu, wie er auf dem Spielfeld vor dem Haus Basketball spielt. Er wirft, verfehlt, der Ball prallt ab und springt in meine Richtung. Ich fange ihn. Sprungwurf. Sauber. Dreier. Ich blase den Rauch aus, hebe die Arme, Champion des Universums. Der Junge schaut mich dumm an, ich setze meinen Weg fort, so groß wie das Empire State Building, ich klatze meinem Schatten ab, ich spüre die Knochen nicht, über die ich trete. MJ hatte Recht. Alles wird okay.

Aus dem Kroatischen von Marina Senjak



Foto: Dijana Lockner Glova